

NACHRICHTEN DER
GIESSENER
HOCHSCHULGESELLSCHAFT

EINUNDDREISSIGSTER
BAND



1962

WILHELM SCHMITZ VERLAG IN GIESSEN

Wilhelm Schauder (1884–1961) zum Gedenken

Am Abend des 29. Oktober 1961 — nur wenige Tage vor seinem 77. Geburtstag — verstarb nach kurzer schwerer Krankheit der emeritierte ordentliche Professor für Veterinär-Anatomie und ehem. Direktor des Gießener Veterinär-Anatomischen Institutes, Prof. em. Dr. med. vet. Dr. rer. nat. h. c. WILHELM SCHAUDER. Mit ihm verlor die Gießener Veterinärmedizinische Fakultät einen über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannten akademischen Lehrer und Forscher, die Universität Gießen eine markante, allseits beliebte Persönlichkeit von hohen menschlichen Qualitäten.

WILHELM SCHAUDER war gebürtiger Schlesier. Seine Wiege stand im oberschlesischen Neiß, wo er, am 2. 11. 1884 geboren, auch die Volksschule und das Realgymnasium besuchte. Seine Schulausbildung schloß er 1905 mit der Reifeprüfung am Annen-Realgymnasium in Dresden ab. Nach einjähriger Militärdienstzeit studierte er von 1906 bis 1910 Veterinärmedizin an der Tierärztlichen Hochschule in Berlin und erhielt am 13. 7. 1910 die Approbation als Tierarzt. SCHAUDERS Wunsch war es zunächst, pathologisch-anatomisch zu arbeiten, weshalb er 1911 eine Stelle als Assistent und Repetitor am Pathologischen Institut der Tierärztlichen Hochschule Berlin bei Geheimrat Prof. Dr. W. SCHÜTZ, einem Schüler VIRCHOWS, antrat, den SCHAUDER als gestrengen, aber gerechten Lehrmeister in bester Erinnerung behielt. Die erste Berührung mit Gießen und mit seinem zweiten Anatomielehrer, Geheimrat Prof. Dr. P. MARTIN bekam SCHAUDER jedoch durch die Ausarbeitung seiner Dissertation, die für die wissenschaftliche Laufbahn des jungen, strebsamen Tierarztes von ausschlaggebender Bedeutung werden sollte. Im Jahre 1912 nahm er die ihm von MARTIN angebotene planmäßige Assistentenstelle am Gießener Veterinär-Anatomischen Institut an und promovierte am 7. 10. 1912 mit der ausgezeichneten Arbeit „Untersuchungen über die Eihäute und Embryotrophe des Pferdes“ an der Vereinigten Medizinischen Fakultät der Gießener Universität zum Dr. med. vet.

Die Persönlichkeit MARTINS und die frühzeitige, intensive Heranziehung zum Anatomieunterricht — es gab damals nur eine Assistentenstelle am Institut — weckten in SCHAUDER bald die Liebe zur Anatomie und Embryologie. Bereits 1912 wurde ihm die Vorlesung über Geschichte der Tierheilkunde, die ihn zu zahlreichen veterinärhistorischen Arbeiten anregte, übertragen. 1913 folgten die Vorlesungen über Tierbeurteilungslehre, allgemeine Anatomie und Embryologie und der Kursus über Zellen- und Gewebelehre. Dadurch wurde ihm schon sehr früh die Möglichkeit geboten, sich für die Lehrtätigkeit zu bewähren. Am 26. 11. 1913 bestand SCHAUDER die Hessische Tierzuchtinspektorprüfung, deren Prüfungskommission er später als Mitglied jahrelang selbst angehörte. Auch als Veterinär-

offizier d. R. im ersten Weltkrieg beschäftigte sich SCHAUDER mit wissenschaftlichen Problemen. Bereits vor Ausbruch des Krieges hatte er mit Untersuchungen über das Reizleitungssystem des Herzens als Thema für eine Habilitationsschrift begonnen, diese Arbeiten aber nach dem Kriege nicht weiterführen können, da inzwischen im Ausland eine ähnliche Arbeit erschienen war. Auch Studien über die Gangarten und Arbeitsleistungen des Pferdes, die er während des Krieges an reichlichem Material durchführen konnte, befriedigten ihn nicht. Er habilitierte sich schließlich am 27. 3. 1920 als erster Privatdozent der 1914 selbständig gewordenen Gießener Veterinärmedizinischen Fakultät mit einer Arbeit über „Anatomische und metrische Untersuchungen über die Muskeln der Schultergliedmaße des Pferdes“ für das Fachgebiet Veterinär-Anatomie.

Am 1. 4. 1921 wurde SCHAUDER beamteter Prosektor und übernahm zur Entlastung seines Schwiegervaters — am 19. 3. 1921 hatte er die Tochter Geheimrat MARTINS geheiratet — noch die Vorlesungen über den Bewegungsapparat, das Geschlechtsleben der Haus-säugetiere und über vergl. Plazentaranatomie. Seine Ernennung zum apl. a. o. Professor an der Universität Gießen erfolgte am 15. 3. 1923. Im Mai 1926 folgte SCHAUDER einem Ruf als planmäßiger a. o. Professor und Leiter des Veterinär-Histologischen und Embryologischen Institutes an die Universität Leipzig als Nachfolger A. TRAUTMANNs, der als Physiologe an die Tierärztliche Hochschule Hannover berufen worden war. Bereits am 1. 10. 1928 wurde er als ordentlicher Professor und Direktor an das Veterinär-Anatomische Institut nach Gießen zurückberufen. Zugleich wurde ihm der Vorsitz im Ausschuß für die Tierärztliche Vorprüfung übertragen, den er 26 Jahre innehatte. Während derselben Zeit etwa war er auch im Ausschuß für die Landwirtschaftliche Diplomvorprüfung als Prüfer für Anatomie der Haustiere tätig. Wie sehr sich SCHAUDER Universität und Stadt Gießen verpflichtet und verbunden fühlte, geht daraus hervor, daß er zwei ehrenvolle Berufungen nach Berlin (1930) und München (1933) ablehnte. Er hielt der Gießener Universität bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1954 die Treue.

Bei Beginn des zweiten Weltkrieges wurde er als Divisionsveterinär eingezogen, kehrte aber im Januar 1940 wieder an die Gießener Universität zurück. Ende März 1945, als sich die amerikanischen Truppen bereits Gießen näherten, wurde der Einundsechzigjährige auf eigenen Wunsch nochmals als Oberfeldveterinär d. R. einberufen, geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft und war ein halbes Jahr im Gefangenenlager Attichy (Frankreich). Dort hielt er, selbst gesundheitlich stark geschädigt, für interessierte Mitgefangene Vorlesungen über sein Fachgebiet, ihnen so über die schwere Zeit der Gefangenschaft hinweghelfend und Mut für die Zukunft zusprechend. Zahlreiche Briefe ehemaliger Mitgefangener lassen erkennen, wie dankbar seine Bemühungen zum Durchhalten in dieser schweren Zeit empfunden und angenommen wurden.

Seine ruhige und besonnene Art brachte es mit sich, daß SCHAUDER in besonderen Krisenjahren an die Spitze seiner Fakultät berufen



Wilhelm Schauder

* 2. 11. 1884

† 29. 10. 1961

wurde, deren Dekan bzw. Prodekan er in den Jahren 1933, 1940 bis 1942 und 1945/46 war. Uneigennützig stellte er sich auch seiner Universität in vielen Ausschüssen als tatkräftiger Mitarbeiter zur Verfügung. Daß er als Anatom, der nachweislich ein Unterrichtspensum von über 25 Wochenstunden zu bewältigen hatte, stets noch für die Belange seiner Studenten Zeit fand, ist für ihn als akademischer Lehrer immer eine Selbstverständlichkeit gewesen. Er setzte in vorbildlicher Weise den oft geforderten, aber nur selten verwirklichten engen Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden an der Gießener Universität in die Tat um. Außer dem Ausschuß für die Gießener Studentenhilfe gehörte er viele Jahre dem Gebührenerlaßausschuß der Universität an, betreute die Fernimmatrikulierten des zweiten Weltkrieges und die zum Wehrdienst einberufenen Studierenden der Veterinär-Medizinischen Fakultät und war unermüdlicher schriftlicher und mündlicher Berater der Studienbewerber. Wie kein anderer wußte er über die Sorgen und Nöte seiner Studenten Bescheid, und für jedes Anliegen hatte er ein offenes Ohr. Daher ist es nicht verwunderlich, daß ihm bei seiner Emeritierung die hohe Ehre eines studentischen Fackelzuges zuteil wurde.

Die wissenschaftlichen Arbeiten SCHAUDERS entstammen vorwiegend dem Gebiet der Embryologie, der Plazentaranatomie und der vergleichenden funktionellen Morphologie. Angeregt durch die Arbeiten von BONNET und STRAHL gallen seine Forschungen in erster Linie der vergl. Plazentaranatomie, einem Gebiet, das SCHAUDER einige grundlegende, international anerkannte Veröffentlichungen verdankt. Neben teratologischen, entwicklungsgeschichtlichen und allgemein anatomischen Abhandlungen befaßten sich weitere Arbeiten mit der funktionellen Anatomie und der Entwicklung des Bewegungsapparates der großen Haussäugetiere. Wie ein roter Faden zieht durch SCHAUDERS wissenschaftliches Werk der Leitsatz: „Nur im Werden erfaßt wird das Gewordene verständlich“, mit welchem BONNET die Bedeutung entwicklungsgeschichtlicher Forschung und Lehre so treffend charakterisiert hatte. Unter dieses Thema stellte er auch seinen Festvortrag anläßlich der Semesterfeier der Justus Liebig-Hochschule im Dezember 1949.

In dem Martinschen Lehrbuch der Anatomie der Haustiere bearbeitete er die Kapitel über das Lymphgefäßsystem des Pferdes, die Anatomie der Impfsäugetiere und der Hausvögel und er wirkte auch maßgeblich an der Neugestaltung des 3. Bandes (Anatomie der Hauswiederkäuer) mit. Für die Ellenberger-Schützschen „Jahresberichte auf dem Gebiet der Veterinärmedizin“ und die „Anatomischen Berichte“ war er jahrelang als Referent anatomischer und embryologischer Arbeiten tätig.

Weitere zahlreiche Publikationen SCHAUDERS befaßten sich mit dem Auf- und Ausbau des tierärztlichen Studiums, der tierärztlichen Berufskunde, der Biographie tierärztlicher Professoren und der Geschichte der Tiermedizin an der Universität Gießen. Diese Arbeiten werfen ein rechtes Licht auf SCHAUDERS hohe ethische Berufsauffassung und kennzeichnen sein Streben, dem tierärztlichen Berufs-

stand die ihm gebührende, doch nicht immer gezollte Anerkennung zu verschaffen. Obwohl er kein aktiver Standespolitiker war — demonstratives Auftreten in der Öffentlichkeit lag ihm nicht — besaß die deutsche Tierärzteschaft in ihm dennoch einen ihrer vorbildlichsten Standesvertreter, der immer darum bemüht war, seinen Studenten die ethische Auffassung von ihrem späteren Beruf zu vermitteln, die er selbst im hohen Maße besaß. Aus dieser Einstellung heraus ist es verständlich, daß er auch nach seiner Emeritierung noch jahrelang Vorlesungen über das tierärztliche Studium, den tierärztlichen Beruf und die Geschichte der Tiermedizin hielt.

SCHAUDERS ständige Bemühungen galten ferner der Verbesserung der anatomischen Unterrichtsmethoden im Hinblick auf die sinnvolle Nutzenanwendung der Anatomie für den tierärztlichen Beruf. So war unter anderem eine von ihm im Jahre 1923 erstmals angekündigte Vorlesung über „Anatomie am Lebenden“ mit Anlaß dafür, daß in der tierärztlichen Prüfungsordnung vom 21. 8. 1925 „Angewandte Anatomie“ als Vorlesung für Kliniker in den Studienplan und als Prüfungsfach in die tierärztliche Prüfung aufgenommen wurde. Als großer Rückschritt muß es bezeichnet werden, daß dieses Prüfungsfach in der z. Z. gültigen Prüfungsordnung nicht mehr enthalten ist. Auch auf dem Gebiet der Histologie, mikroskopischen Organlehre und der Entwicklungslehre wurden von ihm neue Wege der Unter- richtung angestrebt und z. T. verwirklicht.

Leider war es ihm nicht vergönnt, den von ihm mehrmals beantragten und vom Ministerium auch zugesicherten Um- bzw. Ausbau seines Institutes durchzusetzen. Es wirft dies ein bezeichnendes Licht auf SCHAUDERS Wesensart, der immer wieder verzichten zu müssen glaubte, wenn angeblich wichtigere Dinge anstanden. So stellte er auch das Wohl seiner Fakultät über die eigenen Wünsche als Institutsdirektor, als er bei den Verhandlungen anläßlich seines Rufes nach München (1933) unter Hintanstellung persönlicher Wünsche als Dekan zur Sicherung des Bestandes und des Ausbaues seiner Fakultät vom Ministerium den Erwerb zweier an das Fakultäts- gelände angrenzender Grundstücke forderte, auf welchen nach dem zweiten Weltkrieg verschiedene Institutsneubauten errichtet werden konnten.

Als besonders dankbare Aufgabe bezeichnete SCHAUDER selbst seine Tätigkeit beim Aufbau der Fakultät und des akademischen Unterrichtes nach den Wirren des zweiten Weltkrieges, die unter schweren persönlichen Opfern in Anbetracht der schwierigen Wirtschafts- und Ernährungslage durchgeführt werden mußten. Er konnte es jedoch niemals ganz überwinden, daß seine von ihm über alles geliebte alma mater Ludoviciana als einzige deutsche Hochschule nach dem zweiten Weltkrieg nicht mehr in der alten Form als Universität weiterbestehen durfte. Seine Verdienste um den Wiederaufbau der Gießener Veterinär-Medizinischen Fakultät und damit auch der damaligen Hochschule für Bodenkultur und Veterinär- medizin wurden durch die Verleihung des Großen Bundesverdienst- kreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland aner-

kannt. In Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen verlieh ihm die Gießener Naturwissenschaftliche Fakultät 1954 den Grad eines Dr. rer. nat. h. c. In seinem Bestreben, die engen Beziehungen zwischen Human- und Veterinärmedizin ständig zu vertiefen, war er seit 1913 auch Mitglied der Medizinischen Abteilung der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, die ihn 1955 zu ihrem Ehrenmitglied ernannte.

Seine erstaunliche Vitalität, die er selbst dem dauernden Kontakt mit jungen Menschen und einem alljährlichen Urlaub in den Alpen zuschrieb, befähigten ihn, bis ins hohe Alter hinein geistig-schaffend tätig zu sein. So fanden seine veterinärhistorischen Studien durch die ausführliche Darstellung der Geschichte der Tiermedizin an der Universität Gießen in der Festschrift zu deren 350-Jahr-Feier im Jahre 1957 ihre Krönung. Mit Freude und Genugtuung durfte er an diesem Tag auch die Umwandlung der Justus Liebig-Hochschule in die Justus Liebig-Universität erleben.

Familiäres Leid und persönliche Enttäuschungen blieben SCHAUDER nicht erspart. Tief getroffen durch den Soldatentod seines einzigen Sohnes fand er Trost und Ablenkung in seiner wissenschaftlichen Arbeit. Selbst zeichnerisch begabt, liebte er alte und moderne, aber nicht abstrakte Kunst, ernste Musik und klassisches Theater. Auch war er regelmäßiger Besucher wissenschaftlicher Vorträge allgemeinbildender Art.

Die ihm eigene Mentalität und seine stille Wesensart brachten es mit sich, daß er dem gesellschaftlichen Leben zurückhaltend gegenüberstand, doch pflegte er gute persönliche Kontakte zu den Kollegen der eigenen und der anderen Fakultäten in Gießen und zu den Fachkollegen des In- und Auslandes. Eine wirklich herzliche Freundschaft verband ihn jedoch nur mit wenigen. Hier sind vor allem sein Fachkollege O. ZIETZSCHMANN (Hannover) und I. SAARNI, der zu gleicher Zeit mit ihm bei MARTIN promovierte und später Schlachthofdirektor in Tampere (Finnland) war, zu nennen. Auch zu R. STANDFUSS, den SCHAUDER während seiner Berliner Zeit bei SCHÜTZ in der Pathologie kennen und schätzen gelernt hatte und der später Ordinarius für Tierärztliche Nahrungsmittelkunde an der Universität Gießen war, pflegte er herzlich-freundschaftliche Beziehungen. Eine körperliche Entspannung bedeuteten für ihn die samstäglichen Wanderungen im sog. „Rennklub“, die ihm persönliche, harmonische Kontakte mit Kollegen aller Fakultäten bescherten. Wirkliche Erholung aber fand er nur während seines jährlichenurlaubes in den Alpen bei Bergwanderungen und zur Winterszeit auf der Gießener Eisbahn, die er in früheren Jahren als begeisterter Schlittschuhläufer täglich besuchte.

Zurückschauend können wir feststellen, daß SCHAUDER trotz aller wissenschaftlicher und beruflicher Erfolge und Anerkennungen stets der schlichte, zurückhaltende, liebenswürdige und hilfsbereite Mensch geblieben ist, dem seine Studenten und Mitarbeiter Vertrauen und Verehrung, seine Kollegen Hochachtung und Wertschätzung entgegenbrachten.

Eine durch Kreislaufstörungen bedingte zunehmende Minderung seiner Sehkraft beeinträchtigte in den letzten Lebensmonaten nicht nur seine geistige Schaffenskraft, sondern machten es ihm auch unmöglich, in gewohnter Weise regelmäßig sein altes Institut zu besuchen. Nach nur kurzem Krankenlager hat der Tod dem Leben dieses beliebten akademischen Lehrers und Forschers ein jähes Ende gesetzt. In aller Stille, wie es der ausdrückliche Wunsch des Verstorbenen war, nahmen wir an seinem 77. Geburtstag Abschied von WILHELM SCHAUDER, der allen, die ihn näher gekannt haben, unvergessen bleiben wird.

Georg Herzog (1884 – 1962)

Am 2. April 1962 verstarb in Gießen nach kurzer Krankheit der ehemalige Ordinarius für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie, Professor Dr. med., Dr. med. h. c. GEORG HERZOG. Mit seinem Tode verliert die Justus Liebig-Universität Gießen eine markante und — ganz besonders im Kreise der deutschen Ärzte — weit bekannte Persönlichkeit.

GEORG HERZOG war gebürtiger Nürnberger. Zum Verständnis seiner Persönlichkeit ist es von Interesse zu wissen, daß seine Vorfahren oberfränkische Bauern waren. Bayrische und bäuerliche Abstammung blieben sein Stolz. Gleichzeitig waren in diesem Erbe wohl das beständige Ausmaß an Beharrlichkeit und Zielstrebigkeit, an klarem Blick wie unmittelbarer Einfühlungskraft beschlossen. Seine fest in sich ruhende Persönlichkeit schöpfte aus reicher Lebenserfahrung. Ungewöhnliche Umsicht — auch in ferner liegenden Dingen — paarte sich mit hohem Verantwortungsbewußtsein, mit sachlicher und menschlich-gütiger Anteilnahme.

Auch die äußeren Daten des Lebensweges sind klar und zielstrebig: nach humanistischer Vorbildung wählte er das naturwissenschaftlich-biologische Studium. Obwohl er sich ebenso zur Zoologie hingezogen fühlte, entschied er sich für die Medizin. Studienorte sind München, Erlangen und Freiburg, abschließend Leipzig mit dem Staatsexamen 1908. Nach kurzer Tätigkeit in der Inneren Medizin begann seine wissenschaftliche Laufbahn 1909 am Pathologischen Institut der Universität Leipzig. Hier promovierte er im gleichen Jahr mit einer Arbeit über Nierenveränderungen bei Phosphorvergiftung. Sein Lehrer, der bedeutende Pathologe FELIX MARCHAND, erkannte bald die ausgesprochene Begabung des jungen Assistenten für die Morphologie, seine Beharrlichkeit und sein Bestreben, den Dingen auf den Grund zu gehen. HERZOG habilitierte sich bereits 1914, also im 29. Lebensjahr, mit einer Arbeit „Experimentelle Untersuchungen über die Einheilung von Fremdkörpern“. Nach dem Kriegsdienst als Armeepathologe an der Ostfront wurde ihm 1919 die Stelle des Prosektors am Pathologischen Institut der Universität Leipzig übertragen. 1920 ernannte ihn die Medizinische Fakultät zum außerplanmäßigen Professor.

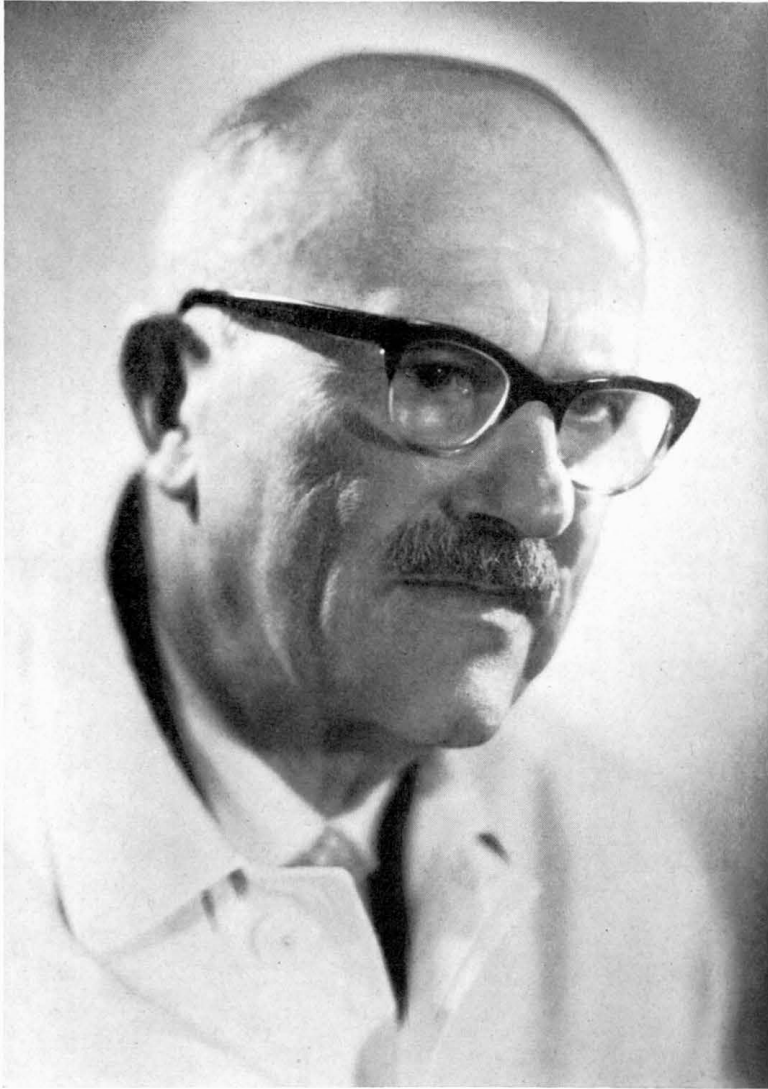
Den Lehrstuhl für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie an der Hessischen Landesuniversität Gießen übernahm HERZOG 1926 als Nachfolger von EUGEN BOSTROEM. Dessen Vorgänger wiederum, HERZOGS bewunderter Meister und verehrter Lehrer FELIX MARCHAND, hatte den Gießener Lehrstuhl von 1881 bis 1883 inne. Auf dieser Tradition fußend, vertrat GEORG HERZOG über seine Emeritierung hinaus 28 Jahre lang bis zur Berufung seines Nachfolgers 1954 in Gießen die Pathologie. Er erfüllte außer-

dem den Lehrauftrag für Gerichtliche Medizin und hielt nach dem Tode von MAX VERSE an der Nachbaruniversität Marburg von 1947 bis 1949 die Vorlesungen über Pathologie.

Die wissenschaftliche Arbeit der Leipziger Zeit umfaßt zahlreiche Mitteilungen zur speziellen Pathologie und umfangreiche, zu jener Zeit richtungweisende Arbeiten über allgemein-pathologische Fragen. In der speziellen Pathologie nehmen akute Infektionskrankheiten wie z. B. Fleckfieber, Encephalitis und die am Ende des Krieges in schwerster Form grassierende Grippe einen breiten Raum ein. Er beschäftigte sich mit seltenen Infektionen beim Menschen, z. B. Milzbrand und Rotz, mehrfach auch mit der Pathologie der Therapie, z. B. bei Salvarsanschäden, und bereicherte die Mißbildungslehre mit Arbeiten über angeborene Herzfehler. Unter weiteren Arbeiten aus allen Gebieten des Faches sind diejenigen über Nierenzirkulationsstörungen und Befunde bei Pilz- und Leuchtgasvergiftungen hervorzuheben. Ganz besonders beschäftigte er sich mit dem Geschwulstproblem. — Neben diesen Einzelbeobachtungen jedoch erwarb er sich durch die experimentelle Pathologie umfangreiche Kenntnisse über Probleme der allgemeinen Pathologie. Die Bedeutung der Gefäßwandzelle für die Entzündung, die Abstammung von Entzündungszellen sowie Vorgänge im Gewebe während der Entzündung konnte er in mehreren, besonders anerkannten Arbeiten herausstellen. Sein Interesse an Fragen der allgemeinen Biologie über das spezielle Fach hinaus zeigt eine große Arbeit über „Experimentelle Zoologie und Pathologie“.

Als einer der ersten deutschen Pathologen richtete HERZOG — schon bei Übernahme des Gießener Lehrstuhls — in seinem Institut eine Abteilung für Gewebezüchtung ein. Zellbewegung und Zellwachstum wurden hier bereits mit Filmzeitrafferaufnahmen, die damals noch ungeheuer mühevoll waren, festgehalten. In späteren Jahren erzählte er mit Freude und Anerkennung von der Begeisterung, mit der hier seine Mitarbeiter bei allen technischen Schwierigkeiten nicht selten Tag und Nacht die von ihm aufgezeigten Probleme verfolgten. Diese ergaben sich zum Teil aus eigenen früheren Arbeiten über die relative Potenz indifferenter Mesenchymzellen. Besonders interessierte ihn das Verhalten von Blutgefäßen in der Kultur. Dabei wies er nach, daß zuerst Gefäßsprossen gebildet werden und erkannte initiale Phasen der Differenzierung von Gefäßlichtungen im zeitlichen Ablauf. Da aber in der Kultur der gestaltende Einfluß der Blutströmung fehlt, lösen sich die Gefäßformationen bald auf, die Zellen verlieren ihre Differenzierung und gehen zum Teil in andere Mesenchymzellformationen über. — Weitere Arbeiten beschäftigten sich mit den Unterschieden der Bewegung, der Wachstumsform und -geschwindigkeit verschiedener Arten von Mesenchymzellen, mit besonderen Zelleistungen — z. B. Phagozytose —, um hier nur einige Ergebnisse des Arbeitskreises um GEORG HERZOG zu nennen.

Die eingehende Beschäftigung mit dem Wachstumsproblem regte natürlich zum ständigen Vergleich mit dem Geschwulstwachstum an.



Georg Herzog

* 4. 11. 1884

† 2. 4. 1962

Besonders interessierten ihn die Geschwülste des Knochensystems. Im Rahmen des Handbuches der speziellen Pathologie ist das Ergebnis seiner Untersuchungen als damals wie heute stark beachtete, international anerkannte Monographie erschienen. Die herrschende Lehre wird hierin nicht alleine zusammenfassend und kritisch dargestellt, sondern auch mit eigener und fremder Kasuistik reich belegt. An der Gestaltung neuer Grundanschauungen über die Entstehung und die Biologie der Knochentumoren hat HERZOG mit dieser und mit früheren Arbeiten wesentlichen Anteil.

Nach Untersuchungen zum Wesen der Dupuytren'schen Palmar-kontraktur und der sogenannten Ganglien- und Schleimbeutel-hygrome schrieb HERZOG 1957 für das Handbuch der gesamten Haematologie den Abschnitt „Lymphatisches Gewebe und Zellen (RES)“.

Der Deutschen Gesellschaft für Pathologie hat er den Stand der Erkenntnisse in Dingen seiner Forschung zweimal als Referent vorgetragen: 1931 über „Die Bedeutung der Gewebezüchtung in der Pathologie“, und 1936 über „Die primären Knochengeschwülste“. Auch von der Deutschen Orthopädischen Gesellschaft wurde er 1938 zu einem Referat über die Knochengeschwülste aufgefordert.

Labor omnia vincit improbus. Dieser Satz steht über Arbeit und Leben von GEORG HERZOG. Bei strengem Pflichtbewußtsein und unermüdlichem Willen zu ernstem Schaffen war es ihm ein Lebensbedürfnis, sich für eine Arbeit oder eine Sache — einmal für richtig erkannt — voll und ganz einzusetzen. Dabei scheute er keine Unbequemlichkeit, unbeirrbar ging er seinen Weg. Strenge Pflichterfüllung verlangte er auch von seinen Mitarbeitern. Härte war hier durchaus gepaart mit Güte und Verstehen. Seinem Institut gab er den Charakter einer echten Institutsfamilie. Seine Schüler — die z. T. heute selber als Instituts- und Klinikleiter tätig sind — verehren ihn als strengen, gerechten, aber auch väterlich-gütigen Lehrer. Den Studenten im besonderen gehörte sein Herz. Über drei Jahrzehnte lang begleitete er sie als Prüfungsvorstand durch die Fährnisse des Staatsexamens.

Ganz besonders widmete HERZOG sich Fakultätsangelegenheiten. Kaum je versäumte er eine Fakultätssitzung, auch nicht als Emeritus. Mit sicherem Weitblick für die Belange seiner Universität konnte er 1929 die maßgebenden Stellen von der Zweckmäßigkeit überzeugen, das neuerbaute Balneologische Institut in Bad Nauheim der Universität Gießen anzuschließen und die Medizinische Fakultät um den Lehrstuhl für Balneologie zu erweitern. Seiner Initiative und seinen zähen Bemühungen ist es weiterhin zum großen Teil zu danken, daß das W. G. Kerckhoff-Herzforschungsinstitut, für das sich auch die Universität Frankfurt stark interessierte, in Bad Nauheim erbaut wurde und durch persönliche Verflechtung in engste Verbindung mit der Universität Gießen trat. HERZOG diente der Kerckhoff-Stiftung bis zu seinem Tode als Kurator.

In der Geschichte der Justus Liebig-Universität nimmt GEORG HERZOG einen besonderen Platz ein. Er gehört zu den Männern, die,

als die 1945 zerstörte alte Alma mater Ludoviciana nicht mehr wiedereröffnet wurde, nicht resignierten, sondern aktiv und mit zäher Energie am Aufbau einer neuen Universität arbeiteten. Diese wahrhaft großen Verdienste haben im endgültigen Erfolg ihre Krönung gefunden und dürfen bleibender Erinnerung gewiß sein.

Auf Rat und unter der Leitung HERZOGS griff die Fakultät 1949 die ärztliche Fortbildung, die sie bereits in früheren Jahren auf seine Anregung hin besonders gepflegt hatte, wieder auf. Bald zeigte sich, daß die mit großer Sorgfalt vorbereiteten Kurse einerseits einem dringenden Bedürfnis der Nachkriegszeit entsprachen, und zum andern auch die Bemühungen, wenigstens einen Teil der Medizinischen Fakultät als Medizinische Akademie zu erhalten, wesentlich förderten. So wurde diese dann auch im September 1950 als „Akademie für Medizinische Forschung und Fortbildung“ gegründet und konnte 1957 zur Medizinischen Fakultät der Justus Liebig-Universität erweitert werden.

Die ärztliche Fortbildung blieb wesentliches Anliegen der Fakultät. Bis zu seinem Tode leitete GEORG HERZOG 79 Kurse, an denen zahlreiche Ärzte des In- und Auslandes teilnahmen. Zunächst nur praktischen Ärzten gewidmet, wandten sie sich später an die verschiedensten Fachrichtungen. Jedoch maß er neben den Kursen für Bäder- und Klimaheilkunde und Physikalische Medizin den Kursen über Röntgenologie und Strahlenheilkunde in Gießen, wo RÖNTGEN längere Zeit gewirkt hatte und sein Grab fand, besondere Bedeutung zu. Achtung vor der Tradition, sie zu wahren und zu pflegen, war ihm — bei aller Aufgeschlossenheit Neuem gegenüber — ernsteste Überzeugung und echtes Bedürfnis. Auch die Arbeiten zur Geschichte der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zeugen hiervon. Die Medizinische Abteilung dieser Gesellschaft wurde von HERZOG unter schwierigsten Verhältnissen 1948 wieder ins Leben gerufen.

In Anerkennung seiner Leistungen hat GEORG HERZOG viele Ehrungen erfahren. Seit 1925 gehörte er der Deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle/S. als Mitglied an. 1954 erhielt er das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik. Die Medizinische Fakultät der Justus Liebig-Universität Gießen ernannte ihn 1959 zum Dr. med. honoris causa. Er war Ehrenmitglied vieler medizinischer und naturwissenschaftlicher Gesellschaften.

Es war nicht die Arbeit allein, die ihn in Gießen hielt. Hier hatte er auch seine zweite Heimat gefunden. Die Schönheiten der Landschaft des nahen Vogelsberges lockten ihn stets neu zu ausgedehnten Wanderungen, an denen oft die geliebte Familie, oft auch ein ausgelassen fröhliches Institut teilnahmen.

Nicht besser als mit seinen eigenen Worten, einstmals EUGEN BOSTROEM zgedacht, können wir dieses aufrechte, erfüllte Leben kennzeichnen, dem wir so viel Dank schulden: „Studierende und Ärzte, Fakultät und Universität, Forschung und Wissenschaft bedeuteten seine Lebensaufgabe. In diesem Dreiklang wird die Persönlichkeit weiterleben.“

Wilhelm Andreae †

Am 25. Mai 1962 starb in seinem Hause in Gießen nach langer schwerer Krankheit der emeritierte ordentliche Professor der Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft, Dr. WILHELM ANDREAE, im Alter von 74 Jahren. Damit endete ein in vieler Hinsicht ungewöhnlicher Lebensgang, der eng mit dem Schicksal der Gießener Universität verbunden war, jedoch weit darüber hinaus nachhaltig zur Teilnahme der deutschen Wissenschaft an der Lebensbewältigung beigetragen hat. Der Abschied von diesem starken, ernst gläubigen Menschen macht darum in besonderem Maße die Verpflichtung bewußt, seinem Wollen und Wirken nachzugehen und es weiterzuführen.

WILHELM ANDREAE entstammte einer alten hochangesehenen Familie mit humanistischer Tradition. Sein erster bekannter Vorfahre war Kronjurist Kaiser Heinrichs VII., und einer seiner lebenswertesten Vorväter war der Tübinger Stiftstheologe JOHANN VALENTIN ANDREAE. Er selbst kam 1888 als jüngstes Kind des alleingesessenen Reeders Hans Andreae in Magdeburg zur Welt. Dort besuchte er das ehrwürdige Gymnasium zum Kloster Unserer Lieben Frauen, wo sich aus der Liebe zu den antiken Sprachen ein wesentliches Element seiner späteren Arbeit entwickelte.

Indessen erlernte er nach der Reifeprüfung zunächst den kaufmännischen Beruf. Der praktischen Lehrzeit bei großen Exportfirmen in London und Berlin folgte das Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an der Universität und der Handelshochschule Berlin, das er 1910 mit dem kaufmännischen Diplomexamen abschloß. Dann wandte er sich wieder der Wirtschaftspraxis zu. Ihn interessierten besonders Fragen der Außenwirtschaft, mit denen er sich als Kaufmann im Ausland — in England, Frankreich und Italien — beschäftigte. Er arbeitete aber auch als Verwalter eines großen Gutes in der Nähe von Berlin und war — unter dem starken Eindruck der Begegnung mit dem Dichter STEFAN GEORGE — um die Verwirklichung einer neuen Lebenskultur bemüht. Sein Drang zu wissenschaftlicher Vertiefung trieb ihn dann wieder zum Studium der Soziologie und Philosophie an der Universität Padua.

Als Kriegsfreiwilliger diente WILHELM ANDREAE in einem Ulanenregiment. Nach einer Verwundung entlassen, war er neben der Leitung eines eigenen Fabrikbetriebes im Vaterländischen Hilfsdienst tätig. Nach Kriegsende setzte er seine Studien an den Universitäten Heidelberg und Breslau fort und promovierte 1921 in Breslau summa cum laude zum Doktor der Philosophie. Soweit ihm die unternehmerische Tätigkeit Zeit dafür ließ, arbeitete er in den folgenden Jahren an der kritischen Neuübersetzung und wissenschaftlichen Erläuterung der platonischen Staatsschriften. Nachdem die Herausgabe von

Platons „Staat“ ihm Ansehen verschafft hatte, holte OTHMAR SPANN ihn an die Wiener Universität, wo er — auf weitere Unternehmer-tätigkeit verzichtend — zu einem treuen, eigenwilligen Mitarbeiter des großen Universalisten wurde.

Ein Jahr nach seiner Habilitation erhielt er 1926 einen Ruf als Extraordinarius für wirtschaftliche Staatswissenschaften an die Universität Graz, wo er 1930 zum Ordinarius ernannt wurde. Im Herbst 1933 folgte er dem Ruf auf den wirtschaftswissenschaftlichen Lehrstuhl der Ludwigs-Universität Gießen.

Die Rückkehr WILHELM ANDREAE's nach Deutschland erfolgte in der Zeit schicksalhafter geistig-politischer Veränderungen. Unbeirrt davon entwickelte er seine von SPANN beeinflussten und geförderten Gedanken zur Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung weiter, die schon um 1930 in dem Werk „Grundlegung einer neuen Staatswirtschaftslehre“ und in anderen Büchern wirtschafts- und finanzwissenschaftlichen Inhalts ihren Ausdruck gefunden hatten und wohl noch deutlicher, kühner und aktueller in einzelnen Aufsätzen der zwanziger und dreißiger Jahre hervortraten.

Im Mittelpunkt dieser Arbeiten stand das Bemühen um Erkenntnis der das staatliche und wirtschaftliche Handeln bestimmenden echten Werte und daher die kritische Auseinandersetzung mit allen wertfreien liberalen Strömungen und mit den Mächten willkürlicher Wertsetzung. Unbeirrt entwickelte er die von SPANN übernommene Ganzheitslehre weiter, von der er durch Erkenntnis der historisch gewachsenen Lebenszusammenhänge die sinnvolle Bewirkung und Bewältigung der Gegenwart erwartete. Durch seine charakterfeste Haltung im Bekenntnis zu dieser Lehre geriet WILHELM ANDREAE bald in Konflikt mit den politischen Machthabern, und nachdem 1938 OTHMAR SPANN und sein Freundeskreis eingekerkert waren, wurde auch er unter politische Anklage gestellt und verlor 1942 als „politisch unzuverlässig“ seinen Lehrstuhl.

Für kurze Zeitabschnitte vermochte der verfolgte Wissenschaftler wieder im praktischen Wirtschaftsleben Fuß zu fassen. Er arbeitete zunächst als Kaufmann in Berlin, bis die Bombenangriffe diese Tätigkeit unmöglich machten, dann als Kammerdirektor bei einem rheinischen Fürsten. Alle diese Versuche waren mit kaum vorstellbaren Belastungen ANDREAE's und seiner großen Familie und mit schweren gesundheitlichen Schädigungen verbunden. Trotzdem nahm er nach dem Kriege die wissenschaftliche Arbeit in Gießen und an der benachbarten Universität Marburg mit der ihm eigenen Energie wieder auf und trug damit stark zur Wiederbelebung der altberühmten Gießener Universität bei, ohne freilich hier den Ausbau des Volkswirtschaftsstudiums zu seiner früheren Vollständigkeit und Bedeutung erleben zu können.

In dieser Zeit unermüdlichen Wirkens trotz ungünstiger Verhältnisse und schwindender Kräfte entstand neben zahlreichen kritischen Aufsätzen das letzte und reifste wirtschaftswissenschaftliche Werk WILHELM ANDREAE's „Geld und Geldschöpfung“ (1953), in dem noch einmal tiefgreifend und umfassend das zentrale Problem der geisti-



Wilhelm Andreae

* 8. 4. 1888

† 25. 5. 1962

gen Macht des Geldes im sozialen und wirtschaftlichen Leben dargestellt und abschließend der Versuch unternommen wird, dieser Macht im Rahmen einer berufsständischen Ordnung rechte Form und Geltung zu geben. Die Reihe der großen Veröffentlichungen endete — dem tiefen Sinn seines Strebens nach „Ordnung“ des menschlichen Lebens entsprechend — 1955/56 mit der dreibändigen Platon-Arbeit (Der Staat und der Mensch. Der Staat und die Philosophen. Der Staat und die Ewigkeit).

Die Arbeiten WILHELM ANDREAE's aus vier Jahrzehnten intensivster wissenschaftlicher Bemühung weisen in erstaunlicher Dichte einen immer wieder hervortretenden Zusammenhang auf. Die in allen Jahrzehnten besonders eindringlich behandelten Fragen der Finanzpolitik und der Steuerreform stehen durchaus nicht unvermittelt neben den allgemeinwirtschaftlichen und politisch-soziologischen, sondern sie führen über das Geld als „Vergeltungsmittel“ immer mitten in die Problematik der Ordnung von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft, zu den Fragen nach gerechter Ordnung und sinnvoller Politik, zur Auseinandersetzung mit den grundlegenden theoretischen und praktischen Problemen des Wirtschafts- und Soziallebens.

Die in WILHELM ANDREAE's Werk augenfällige Verbindung tiefer umfassender Bildung im Sinne platonischer Philosophie mit wirklichkeitserfüllter praktischer Erfahrung und der daraus entspringenden alltäglichen Verantwortung ist nicht zu übersehen. Diese als Forderung verkündete und vorgelebte Verbindung von Forschung und Lehre, die den Mitmenschen nicht immer bequem sein konnte, dieses stark spürbare Mitleben in der geistigen Not der Zeit und das entsprechende Handeln aus einem unbeirrbaren, stets wachen Gewissen heraus und schließlich dieses ernste Vertrauen auf die befreiende Macht echten Glaubens erscheinen als die wesentlichen Züge eines Mannes, dessen Persönlichkeit als Forscher, Lehrer und Mensch ein verpflichtendes Vorbild darstellt.

George Sessous †

Am 25. Mai 1962 verstarb in Gießen nach kurzer schwerer Krankheit kurz vor Vollendung seines 86. Lebensjahres der ehem. o. Professor für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung an der Universität Gießen, Dr. phil. GEORGE SESSOUS. Bis in sein hohes Alter hinein erfreute er sich besonderer Rüstigkeit. Die Landwirtschaftliche Fakultät und mit ihr weite Kreise der Justus Liebig-Universität, sowie zahlreiche Freunde und Schüler konnten in einer schönen unvergeßlichen Stunde knapp vor einem Jahr den 85. Geburtstag von GEORGE SESSOUS mit ihm gemeinsam feiern.

GEORGE SESSOUS entstammte einer in Berlin ansässigen Hugenottenfamilie, seine Jugenderinnerungen waren daher mit dem alten Berlin der Kaiserzeit verbunden. Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums in Berlin betätigte er sich mit dem Ziel des Studiums der Landbauwissenschaften zunächst in der praktischen Landwirtschaft. 1899 bis 1904 studierte er an den Universitäten Berlin, Jena und Bonn. Im Anschluß an die Diplom-Prüfung wurde SESSOUS als Schüler von Geheimrat EDLER in Jena zum Dr. phil. promoviert. Nach einer zweijährigen Assistentenzeit an der Botanischen Abteilung der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Jena war SESSOUS eineinhalb Jahre bei der damaligen Königlichen Generalkommission in Ostpreußen tätig. Nach nochmaliger Assistentenzeit bei EDLER widmete sich G. SESSOUS der praktischen Pflanzenzüchtung. Nachdem er als junger Student bereits 1900 bei dem Altmeister der Pflanzenzüchtung Dr. h. c. F. VON LOCHOW-PETKUS famuliert hatte, wurde er nun Saatzuchtleiter der Firma H. METTE in Quedlinburg am Harz. Diese, für sein späteres Leben so entscheidende Stellung hatte SESSOUS von 1906 bis 1911 inne. 1912 ging G. SESSOUS als Mitarbeiter des damaligen Reichskolonialamtes als landwirtschaftlicher Sachverständiger in das seinerzeitige deutsche Schutzgebiet Samoa. Aus den reichen Erfahrungen dieser Zeit, die bis 1919 dauerte und während des Krieges mit einer Internierung verbunden war, schöpfte G. SESSOUS vielseitigen Stoff für seine spätere Mitarbeit am Handbuch der Tropischen Landwirtschaft sowie für seine letzten Vorlesungen, die er als Emeritus über Tropische und Subtropische Landwirtschaft gehalten hat. Viele Ratschläge hat er noch während der letzten Lebensjahre denjenigen Akademikern geben können, die in den sogenannten Entwicklungsländern tätig wurden. Nach dem ersten Weltkrieg erwarb sich GEORGE SESSOUS wieder besondere Verdienste in der praktischen Pflanzenzüchtung, indem er in der Zeit von 1919 bis 1926 als Saatzuchtdirektor der weltbekannten Saatzuchtfirma F. STRUBE-SCHLANSTEDT tätig war.

GEORGE SESSOUS hatte sich bereits für den Auftrag als Sachverständiger für die Durchführung des Zuckerrübenanbaues in der Türkei entschieden, als ihn ein Ruf auf den damals durch die Eme-



George Sessous

* 25. 7. 1876

† 25. 5. 1962

ritierung von Geheimrat GISEVIUS freigewordenen Gießener Lehrstuhl für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung erreichte. Dieser Ruf bedeutete eine besondere Anerkennung seiner Leistung als Züchter und Sachverständiger. G. SESSOUS nahm den Ruf an und übernahm im Jahre 1926 den Gießener Lehrstuhl, welchen er 20 Jahre — bis 1946 — innegehabt hat. So konnte G. SESSOUS vielseitig und intensiv in der Leitung des Gießener Lehrstuhls und seines Fachgebietes wirken.

Auf der Basis seiner Erfahrungen in der praktischen Pflanzenzüchtung widmete sich SESSOUS während seiner ganzen Gießener Zeit der Förderung des Saatgutwechsels und des Saatgutwesens, sowie der Züchtung in allen Teilgebieten. Hiervon zeugen zahlreiche Arbeiten und Aufsätze aus seiner Feder. Sodann befaßte sich G. SESSOUS mit Problemen des speziellen Pflanzenbaues, wie der Anbautechnik bei Getreidearten und Betarüben und ebenso der Ölpflanzen. Sein besonderes Interesse widmete er im Zusammenhang mit den letztgenannten allen Sonderkulturen einschließlich des Zwischenfruchtbaues. Der Name GEORGE SESSOUS bleibt für alle Zeiten verbunden mit grundlegenden Arbeiten der deutschen Sojaforschung und zwar sowohl der Züchtung wie der Anbauforschung in Abhängigkeit von klimatischen und bodenkundlichen Bedingungen. Nachdem er ein von der damaligen IG Farben gesammeltes Weltsortiment von Sojabohnen übernommen hatte, wurde er zum Organisator der Reichssojazüchtung. Diese Arbeiten waren mit einer klassischen Akklimatisationszüchtung verbunden, mit welcher versucht werden sollte, diese Weltkulturpflanze auch in Deutschland und Westeuropa anbauwürdig zu machen.

Aufbauend auf den Erfahrungen mit der Sojabohne hat sich G. SESSOUS in zunehmendem Maße auch mit der Akklimatisation anderer Pflanzenarten beschäftigt, welche er als neue Kulturpflanzen in den deutschen Pflanzenbau einzuführen gedachte. Es sei nur hingewiesen auf die Arbeiten über Öl- und Faserpflanzen, auf die Arbeiten seiner Schüler über Sonnenblumen, Erdmandel, Mohn u. a. Auf dem Gebiet des Ackerbaues ließ SESSOUS Arbeiten über Probleme der Bodenbearbeitung und insbesondere der Untergrundlockerung durchführen.

G. SESSOUS hat es verstanden, einen Schülerkreis erfolgreich auszubilden. In seinem Institut förderte er Grenzgebiete seines Faches welche im Zuge der Entwicklung der Landbauwissenschaften damals noch nicht durch selbständige Lehrstühle vertreten waren, so die Gebiete des Pflanzenschutzes und die Lehre von den Landmaschinen. Die agrarmeteorologische Forschung hat der Verstorbene entschieden gefördert. Darüber hinaus erwarb sich SESSOUS außerordentliche Verdienste für die allgemeine Entwicklung und den Ausbau der Landbauwissenschaften in Lehre und Forschung an der altehrwürdigen Ludwigs-Universität. In der langen Zeit von 1926 bis 1938 leitete er als geschäftsführender Direktor die Geschicke der Landwirtschaftlichen Institute, welche damals zur Naturwissenschaftlichen Abteilung der Philosophischen Fakultät gehörten. Im Jahre

1933 bekleidete Prof. SESSOUS das Amt des geschäftsführenden Dekans der Philosophischen Fakultät. In Anerkennung um den Ausbau der Landwirtschaftlichen Institute und um die Erhaltung der Landbauwissenschaften und der Universität nach dem Zusammenbruch verlieh ihm der Senat der Justus Liebig-Universität im Jahre 1951 die Würde eines Ehrensensors. Diese Würde hat SESSOUS bis in seine letzten Tage hinein ernstgenommen, indem er sich als Emeritus lebhaft für die Geschicke der Universität und der Fakultät interessierte und einsetzte. In diesem Sinne wirkte er zugleich als ein treues und sachkundiges Mitglied der Gießener Hochschulgesellschaft. Ihre Veranstaltungen hat er ebenso wie diejenigen der Universität und der Fakultät bis zuletzt kaum versäumt.

Ab 1935 war GEORGE SESSOUS Obmann der damaligen Reichsarbeitsgemeinschaft Pflanzenbau des Landwirtschaftlichen Forschungsdienstes. Nach dem Zusammenbruch setzte sich G. SESSOUS unermüdlich für die Gesellschaft der Landbauwissenschaften und ebenso für die Arbeit der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft und vieler landwirtschaftlicher Organisationen und Vereine ein. Seitens vieler Organisationen und insbesondere durch die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft erhielt er hohe Auszeichnungen und Ehrungen. Der Bundesminister für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten verlieh ihm die goldene Plakette und ebenso der Hessische Minister für Landwirtschaft und Forsten die silberne Medaille für Verdienste um die Landwirtschaft.

Mit GEORGE SESSOUS ist nicht nur ein unermüdlich tätiger und erfolgreicher Forscher und Lehrer auf seinem Fachgebiet, sondern auch eine liebenswürdige und charmante Persönlichkeit von uns gegangen. Auch in den schwierigen Jahren nach dem zweiten Weltkrieg und während seiner Krankheit verließ ihn sein köstlicher Humor nicht. Manchem Kollegen, aber auch vielen Schülern und Mitarbeitern, hat er durch seinen Optimismus und Humor geholfen. GEORGE SESSOUS war seiner Alma mater aufs engste verbunden, er war aber auch aufgeschlossen für die Probleme der übrigen Welt.

Um GEORGE SESSOUS trauern seine Kollegen und ein großer Kreis von Schülern und Freunden.

Infektionsabwehr und lymphatischer Rachenring

Um *) die Jahrhundertwende und in den ersten beiden Dezennien dieses Säkulums wurde von zahlreichen Forschern die Anschauung geäußert, daß der lymphatische Rachenring und vor allem die dort vorhandenen Tonsillen, d. h. die Mandeln, ein Schutzorgan gegen Infektionen darstellen.

Da diese im Lauf der Jahre allerdings oftmals abgewandelte Infektionsabwehrtheorie auch heute noch in Ärzte- und Laienkreisen eine große Rolle spielt, ja häufig als bewiesene Tatsache angesehen wird, möchte ich heute vor Ihnen, sehr verehrte Zuhörer, meine eigenen Gedanken zu dieser Frage darlegen. Ich glaube mich zu einem eigenen Urteil um so mehr berechtigt, als ich mich selbst, unterstützt von zahlreichen Mitarbeitern, über 30 Jahre lang besonders intensiv klinisch und experimentell mit dem Gaumenmandelproblem befaßt habe.

Bevor ich mich dem eigentlichen Thema, also den möglichen Abwehrvorgängen in den Mandeln zuwende, ist es unumgänglich, Ihnen, die Sie zum größten Teil den zu besprechenden medizinischen Fragen als Laien gegenüberstehen, eine erklärende Einleitung über das zur Debatte stehende Organsystem zu geben.

Ihnen allen dürfte bekannt sein, daß unser ganzer Körper, wenn auch regionär verschieden stark, mit Lymphknötchen durchsetzt ist. Es handelt sich hierbei um mehr oder weniger große rundliche Knoten, die feingeweblich aus einem weitmaschig angeordneten Netz von Bindegewebszellen bestehen, in das in dichter Anhäufung großkernige, protoplasmaarme Rundzellen, die sog. Lymphozyten, eine besondere Form der weißen Blutkörperchen, eingelagert sind. Diese mit einer bindegewebigen Kapsel umgebenen Knötchen sind in das Lymphbahnnetz des Körpers eingeschaltet, besitzen also zuführende und abführende Lymphgefäße. Außerdem finden sich zwischen den diffus angehäuften Rundzellen oder Lymphozyten Inseln aus hellen protoplasmareichen Zellen, die sog. Reaktionszentren, denen man in funktioneller Hinsicht eine besondere Aktivität zusprechen muß. Bekannt ist Ihnen allen weiter, daß bei auftretenden Entzündungen und Geschwulstbildungen im Bereich des Einflußgebietes ihrer Lymphknoten diese Knötchen häufig frühzeitig miterkranken.

Diese Lymphknoten, nicht ganz exakt auch Lymphdrüsen genannt, sind ein wichtiger Teil eines im ganzen Organismus verbreiteten Abwehrsystems, das in der Milz, Leber und Lunge seine größten Depots besitzt. Wir nennen es das retikuloendotheliale System.

Nun gibt es in verschiedenen Abschnitten des Verdauungstraktes und der Luftwege ein ähnliches in die Schleimhaut eingebettetes Gewebe wie das eben beschriebene. Beim Menschen ist dieses in die

*) Vortrag anlässlich der Rektoratsübergabe am 1. Dezember 1961.

Schleimhaut eingelagerte sog. lymphatische Gewebe besonders reichlich im Rachen vorhanden. Die Hauptkomplexe stellen die beiden Gaumenmandeln sowie die Rachen- und die Zungenmandel dar. Aber auch in der übrigen Rachenschleimhaut finden sich wechselnd große Anhäufungen von ähnlichen Zellformationen. Wir sprechen daher vom lymphatischen Rachenring. Ich erwähne ferner, daß auch im Darm an bestimmten Stellen lymphatisches Gewebe eingelagert ist, vor allem im Blinddarm, genauer gesagt im Wurmfortsatz, und als PEYERSCHE Haufen im Dünndarm.

Zum besseren Verständnis muß ich Ihnen jetzt eine Interpretation darüber geben, was man heute unter dem Begriff Tonsille versteht: Es handelt sich um eine von einer bindegewebigen Hülle umgebenen Anhäufung lymphatischen Gewebes, das dicht unter der Schleimhautoberfläche gelegen ist. Dabei ist kennzeichnend, daß der Schleimhautüberzug, das Epithel, sich in der Form von Taschen und Buchten, den Krypten, tief in das lymphatische Gewebe einsenkt. Die Oberfläche der Schleimhaut wird dadurch stark vergrößert, z. B. an der Gaumenmandel des Menschen auf 200 bis 300 qcm. Charakteristisch ist ferner vor allem eine sog. lympho-epitheliale Symbiose. Man bezeichnet damit den eigenartigen Sachverhalt, daß die Lymphozyten und andere Wanderzellen das Epithel durchdringen und es gewissermaßen schwammartig auflockern. Aber auch die übrigen lymphatischen Gewebsanhäufungen im Rachen und Darm, die im Aufbau etwas von den Tonsillen abweichen, wird man in physiologischer Hinsicht nicht anders bewerten dürfen. Ihre Funktion dürfte sich nur in quantitativer, aber nicht in qualitativer Hinsicht von der Gaumenmandelfunktion unterscheiden.

Zum Abschluß dieser zum allgemeinen Verständnis der nachfolgenden Ausführungen unerläßlichen anatomischen Betrachtungen muß ich jedoch noch auf einige sehr wesentliche Unterschiede hinweisen, die zwischen den Lymphknoten und den Tonsillen bestehen. Im Gegensatz zu den Lymphknoten besitzen die Gaumenmandeln und das übrige lymphatische Gewebe in der Schleimhaut keine zuführenden, sondern nur abführende Lymphbahnen. Durch das Fehlen von zuführenden Lymphbahnen wird auch erklärlich, warum die Tonsillen nicht miterkranken, wenn in ihrer Nähe entzündliche Prozesse oder bösartige Geschwülste auftreten. Eine Absiedlung von krebsigen Geschwülsten der Mund- und Rachenschleimhaut in die Mandeln kommt daher praktisch nicht vor.

Am auffälligsten und in funktioneller Hinsicht zweifellos am bedeutsamsten ist jedoch, wie schon erwähnt, die stellenweise, vor allem in den Buchten auftretende maschige Auflockerung, Retikulierung und Verdickung der Schleimhaut über dem lymphatischen Gewebe sowie die starke Durchsetzung dieser Schleimhautabschnitte mit lymphozytären Zellelementen, d. h. mit weißen Blutkörperchen und deren Auswanderung in die Tonsillenbuchten und die Rachen- und Mundhöhle. Wegen dieser vorerwähnten symbioseartigen Beziehungen zwischen der bedeckenden Schleimhaut und dem lymphatischen Gewebe spricht man mit Recht von lympho-epithelialen

Organen oder „Krypto-Lymphonen“. Ohne Zweifel muß man in dieser seit langem bekannten periodischen Ausstoßung von zahlreichen lymphatischen Zellelementen durch die aufgelockerten Schleimhautpartien eine sehr wesentliche physiologische Aufgabe dieses Organsystems sehen. Etwas Krankhaftes dürfte dieser Vorgang auf jeden Fall nicht darstellen, wenn er auch heute noch von einzelnen Autoren so gedeutet wird.

Wenn wir uns jetzt der Frage zuwenden, welche Aufgabe diese Organe für unseren Körper besitzen, dann will ich, wie das Thema bereits erkennen läßt, den Blick im wesentlichen auf ihre Schutzfunktion bei Infektionen lenken. Vor allem sollen alle Fragen, die sich auf ihre Tätigkeit als Drüsen mit innerer Sekretion beziehen, nicht berücksichtigt werden, um so mehr als hier noch weitgehende Unklarheit besteht. Außerdem dürfte eine etwaige inkretorische Funktion keine ins Gewicht fallende Bedeutung besitzen. Als Beispiel, welche obskuren Vorstellungen sich hier gebildet haben, möchte ich nur den Italiener CALDEROLI aus Bergamo erwähnen. Dieser nimmt u. a. an, daß das männliche Geschlecht durch eine Mandelausschälung verweichlicht und seine Männlichkeit verliert. Er führt die geringe Tapferkeit der italienischen Soldaten und die in letzter Zeit verlorenen Kriege Italiens auf diesen Eingriff zurück.

Ebenso kann das Organsystem als mögliche Bildungsstätte von Lymphozyten in diesem Zusammenhang unberücksichtigt bleiben, da auch eine solche Tätigkeit im Körperhaushalt keine wesentliche Rolle spielt.

Eine etwaige Schutzaufgabe dieser Gewebe ist dagegen für die Praxis insofern von entscheidender Bedeutung, als man dann nach der Entfernung der Rachen- und Gaumenmandeln schädliche Folgen besonders beim erneuten Auftreten von Infektionen befürchten müßte.

Wie ich eben schon andeutete, hat die Infektionsabwehrtheorie im Laufe der Jahre manche Wandlung durchgemacht. Es müssen daher grundsätzlich vier verschiedene Anschauungen unterschieden werden: Nach der ersten Ansicht werden die lympho-epithelialen Organe als an die Peripherie verlagerte Lymphknoten gedeutet, die nach Art eines Filters Bakterien aus der benachbarten Schleimhaut aufsaugen sollen. Die zweite Theorie verlegt den Schutzvorgang nach außen — also außerhalb des lymphatischen Gewebes — in seinen oberflächlichsten Epithelbereich. Hiernach sollen die an der Oberfläche oder in den Buchten vorhandenen Krankheitskeime durch den austretenden Saftstrom oder durch die auswandernden Zellelemente, meist handelt es sich dabei um Lymphozyten, vernichtet werden. Nach einer dritten Anschauung wird in diesem Gewebe ein wichtiges Abwehrorgan bei Allgemeininfektionen des Körpers gesehen. Teils sollen die Mikroben aus der Blutbahn hier vernichtet, teils in die Mundhöhle ausgeschieden werden. Schließlich wird viertens, besonders in letzter Zeit, angenommen, daß vom Munde aus einwandernde Mikroben im Gaumenmandelgewebe vernichtet werden und zur Selbstfeigung, d. h. Immunisierung des Körpers bei-

tragen. Nach der letzten Anschauung stellt die Einwanderung von Krankheitskeimen also einen für den Organismus notwendigen und zweckmäßigen physiologischen Vorgang dar.

Da die eben erwähnten vier Ansichten über die Infektionsabwehr für die Klinik und vor allem für unser therapeutisches Handeln von großer Wichtigkeit sind, soll in Folgendem kritisch zu ihnen Stellung genommen werden. Vor allem erscheint es unbedingt erforderlich, die sich aus diesen Theorien ergebenden Konsequenzen klar herauszustellen und zu Ende zu denken. Andernfalls gerät man gedanklich ins Schwimmen.

Voran ist festzustellen, daß, falls der lymphatische Rachenring in irgend einer Weise der Infektionsabwehr dient, sich diese nicht nur auf einige umschriebene Bezirke wie die Rachen- und Gaumenmandeln beschränken kann, vielmehr muß sie sich dann auch auf die Teile des Darmes, die gleichartige Gewebeelemente besitzen, erstrecken. Leider liegen aber bisher in dieser Beziehung über den Darm keine experimentellen Untersuchungen vor.

Die erste erwähnte Anschauung, nämlich diejenige, die diesem Gewebe eine Lymphknotenfunktion für die Schleimhaut zuspricht, dürfte schon auf Grund der mengenmäßig und örtlich so verschiedenartigen Verteilung in der Schleimhaut kaum aufrechtzuerhalten sein. Da aber außerdem experimentell nachgewiesen ist, daß die Tonsillen keine zuführenden Lymphbahnen aus der benachbarten Schleimhaut besitzen, kann diese Ansicht heute als widerlegt gelten.

Nach der zweiten Theorie soll eine Keimvernichtung durch den in die Buchten austretenden Saftstrom und durch die auswandernden lymphozytären Zellelemente an der Schleimhautoberfläche bewirkt werden. KNORR hat die im Munde vorhandenen keimschädigenden Stoffe als Bakterionoxine bezeichnet. Er hält es jedoch nicht für entschieden, ob die weißen Blutkörperchen allein die Quelle der Bakterionoxine sind. Daß an der Schleimhautoberfläche überall zelluläre und humorale Abwehrvorgänge eine bedeutende Rolle spielen, dürfte ohne Zweifel sein. Allerdings sind an diesem Schutz nach BOCK in erster Linie die segmentkernigen weißen Blutkörperchen als Freßzellen oder Fermentspender beteiligt. Auch andere experimentelle Untersuchungen und klinische Beobachtungen sprechen dafür, daß nicht die emigrierenden Lymphozyten, sondern die Leukozyten als Schleimhautschutz wirken. Damit verliert auch diese Theorie ihr Fundament.

Etwas eingehender müssen wir uns mit der dritten Ansicht beschäftigen, nach welcher die Tonsillen ein Abwehr- und Ausscheidungsorgan bei Allgemeininfektionen darstellen. Diese Ansicht hat nicht nur etwas Bestechendes, sondern manche Beobachtung scheint ihr sogar Recht zu geben: So konnte nachgewiesen werden, daß bei einigen akuten Infektionskrankheiten die Reaktionszentren besonders groß und zahlreich sind, was zweifellos auf eine vermehrte Aktivität dieser Gebilde hindeutet. Besonders bemerkenswert ist, daß nach arterieller Injektion von verschiedenartigen Eitererregern Eiterherde auf dem Blutwege entstehen, die sich auffälligerweise in der

Nähe der Tonsillenschleimhaut finden. Außerdem lassen sich die Erreger bei verschiedenen Allgemeininfektionen wie Scharlach, Masern, Rotlauf, Bauchtyphus und Kuhpocken auf und in den Tonsillen nachweisen, was zumindest bei manchen dieser Infektionskrankheiten auf die Möglichkeit hinweist, daß hier die Mikroben und vielleicht auch ihre Gifte ausgeschieden werden.

Auf jeden Fall lassen sich gegen die Möglichkeit einer so gearteten Infektionsabwehr bzw. -bekämpfung in Notzeiten des Organismus durch das lymphatische Gewebe der Schleimhaut bisher keine durchschlagenden Einwände vorbringen. Von besonderer klinischer Bedeutung ist diese Anschauung deswegen, weil dann viele akute und chronisch-entzündliche Reaktionen an diesem Organsystem zu einem großen Teil als auf dem Blutwege entstanden angesehen werden müssen.

Ich komme jetzt zu der vierten Abwehrtheorie, die heute wohl am weitesten verbreitet ist. Nach dieser sollen laufend als physiologischer Vorgang Krankheitskeime durch die Schleimhaut in das lymphatische Gewebe eindringen und dort durch die Körperzellen vernichtet werden. Gleichzeitig sollen dabei Immunstoffe bzw. Antikörper erzeugt werden, die einen Schutz des Gesamtkörpers bewirken.

Es ist sofort ersichtlich, daß eine solche Annahme sehr schwerwiegende Probleme aufwirft. Ich will diese daher anschließend von verschiedenen Seiten aus beleuchten.

Zunächst einige klinische Fragen. Es ist Ihnen allen bekannt, daß neben dem akuten Schnupfen Entzündungen des Rachens zu den häufigsten Infektionen zählen, die den Menschen befallen. Auf Grund dieser Tatsache ist es schwer vorstellbar, daß ein Organsystem, das so infektionsanfällig ist, als Schutz für den gesamten Körper dienen soll. Im übrigen verlaufen manche dieser Infektionen so schwer, daß sie nicht selten lebensbedrohlich sind und hin und wieder den Ausgangspunkt für Allgemeininfektionen darstellen.

Weiter hat die Erfahrung gelehrt, daß z. B. der Scharlach und die Diphtherie nach früherer Entfernung der Gaumen- und Rachenmandeln wesentlich leichter verlaufen, was bei einer Schutzaufgabe dieses Gewebes kaum verständlich wäre.

Bei der Erörterung der schwierigen immunbiologischen Probleme ist zunächst festzuhalten, daß die Selbstfeuungstheorie voraussetzt, daß ständig entgegen dem Saft- und Lymphozytenstrom Krankheitskeime, die gar keine oder nur geringe Eigenbeweglichkeit besitzen, in die Organe eindringen müssen. Im Einzelfall ist dies sicher möglich, als Regel kann dieser Vorgang aber gewiß nicht gelten. Als Folge der Einwanderung von schädigenden Bakterien müßten also als Normalzustand in diesem Lymphgewebe dauernde Entzündungsvorgänge angenommen werden.

Nur so könnten, wie es GOERKE u. a. annehmen, die dort vorhandenen hellen Zellbezirke, die sog. Reaktionszentren, zu lebenden „Vakzinelaboratorien“ werden und eine okkulte Immunisierung des Organismus bewirken. Nun hat aber die tägliche Erfahrung gelehrt,

daß bei allen bakteriellen Entzündungen stets gelapptkernige, weiße Blutkörperchen mit ihrer „Freßeigenschaft“ gegenüber den Keimen auftreten. Diese finden sich jedoch in größerer Menge in den Tonsillen nur bei akuten Entzündungen, nicht aber im Normalzustand. Plasmazellen, die heute als Erzeuger und Träger der Antikörper angesehen werden, kommen ebenfalls nur relativ spärlich in einzelnen Abschnitten dieser Organe vor.

Was für Keime müssen nun in das Gewebe eindringen, damit eine Immunität erzeugt werden kann? Die meisten Entzündungen der Rachenorgane werden, abgesehen von den Adenoviren, zweifellos von den A-Streptokokken, also Kettenkokken, hervorgerufen. Sie finden sich auch recht häufig bei Gesunden im Rachen. Auf Grund vielfältiger klinischer und experimenteller Untersuchungen steht man heute auf dem Standpunkt, daß es länger dauernde Immunsierungen nach Streptokokken-Anginen nicht gibt. Eher bewirken diese eine Sensibilisierung, d. h. eine Disposition zu Zweiterkrankungen. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den ebenfalls im Rachen anzutreffenden Staphylo- und Pneumokokken. Bei der Diphtherie wird zwar eine Immunität erzeugt, sie kommt aber zweifellos nicht allein in den Tonsillen zustande. Vollkommen dunkel ist allerdings noch das Verhältnis zwischen den Viren und dem lymphatischen Rachengewebe.

Wenn nun, wie ich bereits vorhin erwähnte, das lymphatische Gewebe der Luft- und Speisewege eine funktionelle Einheit darstellt, dann müßte man nach der Infektionsabwehrtheorie den PEYERSCHEM Haufen und dem Wurmfortsatz eine ähnliche Schutzfunktion zusprechen wie den Tonsillen. Allerdings würde sich diese dann gegen ganz andere Keime, nämlich die Darmbakterien, also die verschiedenen Colistämme und Enterokokken richten müssen. Je nach der örtlichen Lage der Organe würde also auch der Immunsierungsvorgang entsprechend den dort vorhandenen Bakterien ein recht verschiedener sein.

Nach diesen letzten mehr oder weniger theoretischen Überlegungen werden Sie mit Recht fragen, wieweit immunserologische Untersuchungen zur Klärung dieser Frage beigetragen haben. Prüfungen auf den Antikörpergehalt, also auf die durch Bakterien entstandenen Abwehrstoffe in den Tonsillen und im Blutserum sind mit den verschiedensten Methoden von zahlreichen Autoren durchgeführt worden. Der weitaus größte Teil lehnt auf Grund der eigenen Ergebnisse eine Immunsierung des Organismus durch die Gaumenmandeln ab.

Von den Antikörpern wurde am eingehendsten das Antistreptolysin 0 untersucht, das sich bei Streptokokkeninfektionen bildet. Die Untersuchungsergebnisse zeigen aber in den Fällen, in denen es in den Tonsillen gegenüber dem Blutserum erhöht ist, meist nur unbedeutende Unterschiede. Weiter wurde festgestellt, daß in Rückbildung befindliche Gaumenmandeln nicht fähig sind, größere Mengen von Antikörpern zu bilden, obwohl sie Plasmazellen enthalten. Außerdem erklären sich unterschiedliche serologische Befunde

daraus, daß die Antistreptolysinreaktion in einer großen Anzahl von Fällen nichts über eine spezifische Antikörperproduktion aussagt, da einerseits bei Streptokokkeninfekten nur in 50—60% mit einem erhöhten Titer, d. h. erhöhtem Gehalt an Antistreptolysin zu rechnen ist und andererseits bei einer Reihe von Erkrankungen, insbesondere bei Leber-, aber auch bei Lungen- und bestimmten Nierenerkrankungen bis zu 50% unspezifische Titererhöhungen gefunden werden.

Hieraus resultiert, daß die Höhe des in den Tonsillen gefundenen Antistreptolysintiters auf jeden Fall nicht als Maßstab für eine in ihnen stattfindende spezifische Antikörperbildung gegen Streptokokken angesehen werden kann, da im Antistreptolysin 0 neben spezifischen, wahrscheinlich in der Globulinfraction lokalisierten Antikörpern, noch Lipide und gewisse Eiweißanteile enthalten sind, die die Titerhöhe ausschlaggebend unspezifisch beeinflussen.

Eine besondere Schwierigkeit ergibt sich, wenn man versucht, den Entzündungszustand in den Tonsillen zu beurteilen. Daher vermißt man leider bei fast sämtlichen Untersuchungen Angaben darüber, auf Grund welcher Merkmale eine chronische Entzündung und ihr Stärkegrad bestimmt worden sind. Ich selbst vertrete die Ansicht, daß es sich bei der Mehrzahl der als chronische Tonsillitis bezeichneten Erkrankungen um akute rezidiv. Infekte, besonders in ihren Buchten, handelt. Auf jeden Fall dürfte der Entzündungsablauf so starken zeitlichen Schwankungen unterliegen, daß es auch in Zukunft kaum gelingen dürfte, den Aktivitätszustand der vorhandenen Infektionsherde generell zu bestimmen, d. h. man sollte bei weiteren ähnlichen Untersuchungen mit dem Begriff der chronischen Tonsillitis sehr kritisch umgehen, ihn aber wenigstens pathologisch-anatomisch klar definieren.

In letzter Zeit hat sich mein Mitarbeiter DRABE in verschiedenen Versuchsreihen erneut mit der Prüfung des spezifischen Antikörpergehaltes in den Gaumenmandeln befaßt. Auf Grund seiner zahlreichen mit bakteriologisch-serologischen sowie immun-biologischen Methoden durchgeführten Untersuchungen lassen sich u. a. folgende Schlußfolgerungen ziehen:

1. Die Gaumenmandeln sind zur Antikörperbildung befähigte Organe, ebenso wie die übrige Rachenschleimhaut.
2. Die Antikörperbildung ist unter experimentellen Bedingungen bei intravenöser Keimzufuhr umfangreicher als bei lokaler, liegt z. T. jedoch wesentlich unter der anderer zum Retikuloendothel gehörender Organe, also der Milz, Leber und Lunge.
3. Eine okkulte Immunisierung des Gesamtorganismus durch die Tonsillen unter physiologischen Bedingungen dürfte unmöglich sein, da die Antikörperbildung in den Gaumenmandeln trotz eines hohen lokalen Keimangebotes nur gering ist.

Aus den vorhergehenden Ausführungen geht also hervor, daß auch die experimentellen Arbeiten der letzten Jahre nicht volle Klarheit darüber zu verschaffen vermochten, wieweit der lymphatische Rachenring eine wesentliche Stätte der Antikörperbildung für den Organismus darstellt. Im übrigen kann nicht oft genug darauf

hingewiesen werden, daß es sich bei der Lösung dieser Frage nicht um ein qualitatives, sondern um ein quantitatives Problem handelt, d. h. Antikörper kommen überall im Gewebe vor, Bedeutung erhalten sie bei der uns interessierenden Fragestellung aber erst dann, wenn das lymphatische Rachengewebe und das Blutserum diese in so großer Menge beherbergen, daß man ihre Entstehung in den Mandeln und ihr ständiges teilweises Eindringen in die Blutbahn vermuten kann.

Faßt man unsere Kenntnisse zu diesem Punkt zusammen, so ergibt sich also, daß man bisher in den Gaumenmandeln keine so bedeutende Antikörperbildung feststellen konnte, daß sie für den Gesamtorganismus von wesentlichem Belang wäre. Auf jeden Fall ist sie geringer als in anderen Schutzorganen des Körpers. Bei den häufigen Entzündungen, die dieses Gewebe befallen, ist es nur natürlich, daß in ihm auch Antikörper enthalten sind bzw. in ihm entstehen. Wieweit diese für den Gesamtorganismus von Einfluß sind, ist jedoch völlig unklar. HÖRING glaubt, daß es bei Lokalinfektionen im Einzelfall zu teilweiser Immunität und gleichzeitig zur Ausbreitung einer Überempfindlichkeit auf Grund der individuellen Reaktionslage gegenüber bestimmten Keimarten kommen kann. Durch diese Annahme werden auch gewisse kürzere oder längere Zeit andauernde Überempfindlichkeitsphasen, wie man sie nach akuten und sog. chronischen Gaumenmandelentzündungen bei manchen Menschen z. B. in Form der Nieren- und Gelenkentzündung sieht, verständlich. Die bei diesen Infektionen gefundenen hämolytischen Streptokokken können nach der von JÜRGEN aufgestellten Regel zu keiner Dauerimmunität, sondern höchstens zu einer vorübergehenden partiellen Immunität führen. Daneben dürften vor allem bei wiederholt auftretenden akuten Mandelentzündungen sowohl bei der Entstehung als auch danach lokale und allgemeine Erscheinungen von Überempfindlichkeit eine wichtige Rolle spielen. Es wird also durch die Gaumenmandelentzündungen keine Immunisierung von längerer Dauer, sondern vielfach eine zeitlich begrenzte Überempfindlichkeit zumindest gegen die so häufig bei den Tonsillenerkrankungen gefundenen hämolytischen Streptokokken erzeugt. Daß hierbei auch die Symbiontenflora, vor allem die Viren des Rachens, einen bedeutenden Einfluß ausüben, darf wohl mit Sicherheit angenommen werden.

Das Wechselspiel zwischen Racheninfektion und dem Gesamtorganismus ist so überaus vielschichtig, daß man das dort vorhandene lymphatische Gewebe niemals in die hypothetische Zwangsjacke einer Immunisationsanstalt zwingen kann. Antigene in Form von bakteriellen Exo- und Endotoxinen, exogenen und autogenen Allergenen spielen bei der Antigen-Antikörperreaktion eine so mannigfaltige Rolle, daß der simple Gedanke einer Selbstfeindung des Organismus durch sog. physiologische Entzündungsvorgänge in den lymphatischen Rachenorganen möglichst schnell fallengelassen werden sollte. Da nach LETTERER mit jeder Infektion allergische Vorgänge untrennbar verbunden sind, kann man sonst in die Sackgasse ge-

raten, das lymphoepitheliale Gewebe als bevorzugtes allergisierendes Körperorgan ansehen zu müssen, was zweifellos nach allen klinischen Erfahrungen nur in seltensten Fällen zutrifft.

Die Hypothese der Immunisierung durch die Gaumenmandeln hat aber noch andere schwerwiegende Folgen: Alle diejenigen Autoren, die in diesen Organen eine Selbstfeigung des Körpers vermuten und damit eine Einwanderung von Krankheitskeimen in dieses Gewebe voraussetzen, müssen gleichzeitig auch eine dauernde Antigen-Antikörperreaktion (Gift- und Gegengiftreaktion) in diesem Organsystem annehmen, d. h. jederzeit kann dieses Gewebe, ohne daß sich dieses klinisch, morphologisch und auch — trotz mancher erfolgverheißender Ansätze — serologisch heute sicher nachweisen läßt, als Fokus, also als chronischer Krankheitsherd mit allen seinen Folgen dienen. Diese Möglichkeit ist immer dann gegeben, wenn das Gleichgewicht dieser Reaktion gestört wird oder ein Überempfindlichkeitszustand durch die vorhandenen Bakteriengifte ausgelöst wird. Dies besagt aber nicht mehr und nicht weniger, als daß das lymphatische Gewebe des Rachens und auch des Darms jeden Augenblick dysregulierend in der erwähnten Weise im Gesamtorganismus wirken kann.

Eine klinische oder morphologische Untersuchung der Tonsillen würde sich erübrigen, da sie über die örtliche und allgemeine Reaktionslage keinerlei Auskunft geben kann. Eine Aktivitätsdiagnostik dort befindlicher Entzündungsherde ist nur möglich, wenn sie spezifisch ätiologisch gerichtet ist oder wenn sie die Allgemeinreaktionen des Organismus unter Berücksichtigung des vegetativen Nervensystems einschließt. Solange dies nicht einwandfrei gelingt, müssen die Verfechter dieser Theorie dieses Gewebe sowohl als möglichen Entzündungsherd als auch als möglichen sensibilisierenden Herd ansehen. Das will heißen, daß bei allen auf Entzündungen oder Überempfindlichkeit beruhenden Erkrankungen, sofern sich andere Schädlichkeiten sicher ausschließen lassen, stets die Gaumenmandeln hierfür verantwortlich wären.

Die weitverbreitete Theorie der Selbstfeigung würde also in therapeutischer Hinsicht die Folgen haben, daß von anderen Indikationsstellungen abgesehen, bei sämtlichen ätiologisch ungeklärten auf Entzündungen oder Überempfindlichkeiten beruhenden Krankheiten die Gaumenmandeln auf jeden Fall entfernt werden müßten. Zu dieser überaus radikalen Maßnahme fehlt dem Vortragenden indessen solange der Mut, bis die Annahme einer Selbstfeigung durch die Tonsillen auf Grund weiterer experimenteller Untersuchungen einwandfrei bewiesen ist.

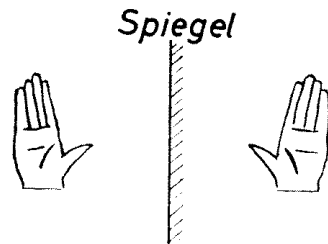
Meine verehrten Zuhörer! So sehr ich auch Ihre Geduld mit meinen Ausführungen habe in Anspruch nehmen müssen, das Facit ist dürftig: Unsere Kenntnisse über die Funktion dieses Organsystems sind trotz mühevoller Arbeiten, die sich fast über ein Jahrhundert erstrecken, gering. Wir wissen im wesentlichen nur, daß es in großer Menge Lymphozyten und bei akuten Allgemeininfektionen vielleicht auch Krankheitskeime in den Verdauungstrakt ausscheidet. Ich

glaube aber, daß die Einführung der Isotopen in die Medizin, die Verfeinerung der serologischen Untersuchungsmethoden und weitere Analysen über das Strukturmuster der Globulinmoleküle, den Trägern der Antikörper, bald eine befriedigende Antwort über die hier erörterten Fragen erlauben werden.

Rechts und Links in Welt und Anti-Welt

In diesem Vortrag *) möchte ich zunächst auf die Bedeutung der Unterscheidung von rechts und links für die physikalischen Naturgesetze eingehen. Danach werde ich erläutern, was man unter „Anti-Welt“ versteht und wie man zu diesem Begriff gekommen ist. Dabei wird es sich dann von selbst herausstellen, was die Unterscheidung von rechts und links mit der Anti-Welt zu tun hat.

Wie unterscheidet man rechts und links? Darüber gibt es viele scherzhafte Definitionen und manchem von Ihnen ist jetzt vielleicht die volkstümliche Redewendung eingefallen: „Rechts ist da, wo der Daumen links ist.“ In der Tat kann man mit Hilfe der Hände eine Unterscheidung von rechts und links erreichen, wenn man nämlich eine Methode angeben kann, mit der man das Bild einer rechten Hand in das Bild einer linken Hand überführen kann. Diese Methode ist sehr einfach, man braucht nämlich nur vom Bild der rechten Hand das Spiegelbild zu entwerfen (Figur 1). Mit einer Drehung



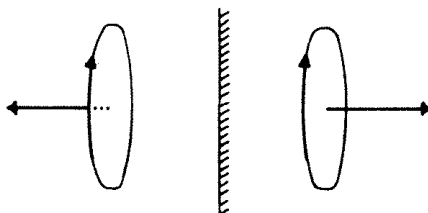
Figur 1

Das Bild einer rechten und einer linken Hand als Bild und Spiegelbild.

von 180° könnte man zwar auch die beiden Bilder zur Deckung bringen, jedoch würden dann die beiden Handflächen nicht in dieselbe Richtung zeigen. Die Methode der Spiegelung gibt uns ein Verfahren wie man rechts und links unterscheiden kann, jedoch haben wir damit — genau wie bei der eben zitierten volkstümlichen Redewendung — noch keine Definition, welches Bild wir als „rechtes“ und welches wir als „linkes“ ansehen wollen. Ich möchte es Ihnen überlassen, eine solche Definition zu finden. Sie werden sehr schnell feststellen, daß dies gar nicht so einfach ist. Im folgenden werde ich mich immer auf die viel einfachere Aufgabe beschränken, Rechts-Links-Unterschiede festzustellen. Dies will ich gleich an einem Beispiel tun, nämlich an einer Schraube. Diese ist ja gekennzeichnet durch einen Umdrehungssinn in Verbindung mit einer Fortschreitungsrichtung. Ich will hier den Umdrehungssinn, der entgegengesetzt dem Drehsinn eines Uhrzeigers — in Fortschreitungsrichtung

*) Öffentliche Antrittsvorlesung, gehalten am 26. Februar 1962.

gesehen — ist, als eine Rechtsschraube bezeichnen. Das Spiegelbild (Figur 2) einer Rechtsschraube ist eine Linksschraube. Es kommt



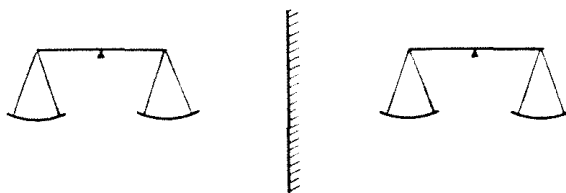
Figur 2

Rechts- und Linksschraube als Bild und Spiegelbild.

uns hier nur auf die Beziehung Bild — Spiegelbild für Rechts- und Linksschraube an. Wir hätten auch die Namensgebung vertauschen können *).

Nach diesen Vorbereitungen möchte ich nun die Folgerungen, die sich aus der Unterscheidung von rechts und links für die Physik ergeben, an Hand von konkreten Beispielen erläutern.

Das erste Beispiel stammt von dem Philosophen LEIBNIZ. Er hat sich mit der Frage beschäftigt, warum eine Waage im Gleichgewicht bleiben kann. Ich betrachte eine Waage mit vollkommen gleichen Waagebalken und Schalen (Figur 3). LEIBNIZ hat die Tatsache, daß



Figur 3

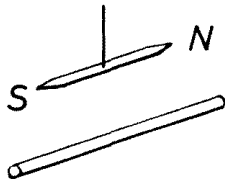
Schematische Darstellung einer Waage mit Spiegelbild.

eine solche Waage im Gleichgewicht verharrt, wenn sie mit gleichen Gewichten belastet wird, durch ein Prinzip zu erklären versucht, das „Prinzip vom zureichenden Grund“, in der Negation ausgesprochen, das „Prinzip des mangelnden Grundes“. Eben weil die Waage bei Beladung mit gleichen Gewichten keinen Grund hat auszuschlagen, tut sie es auch nicht. Vom physikalischen Standpunkt aus ist es völlig unnötig, ein besonderes Prinzip zu erfinden, um das Verhalten der Waage zu erklären. Die Physik der Waage ist höchst einfach. Sie befindet sich in einem homogenen Schwerfeld und bei gleichen Gewichten sind die an den Waagschalen angreifenden Schwerkräfte gleich, also bleibt die Waage in der Schwebe. Prinzipiell muß das natürlich nicht so sein, denn wenn wir uns die Waagebalken extrem

*) Der übliche Sprachgebrauch ist tatsächlich gerade umgekehrt.

verlängert denken, etwa auf einige tausend Kilometer, dann macht sich die Erdkrümmung bemerkbar und das Gravitationsfeld ist vielleicht nicht mehr homogen. Was uns nun besonders interessiert — und weswegen ich diese einfache Sache so ausführlich diskutiere — ist die Möglichkeit, mit der Waage rechts und links zu unterscheiden. Die Tatsache, daß die Waage im Gleichgewicht bleibt, habe ich ja dadurch erklärt, daß gleiche Kräfte an den Waagschalen angreifen. Gleich heißt jedoch, daß ich mir die Kräfte vertauscht denken darf, ohne daß sich dies bemerkbar macht. Und das heißt nun gerade, daß man mit einer solchen Waage rechts und links nicht unterscheiden kann, das Spiegelbild stimmt mit dem Bild überein (Figur 3). Man kann dies eine Rechts-Links-Symmetrie nennen. Ganz allgemein will ich einen physikalischen Gegenstand als rechts-links-symmetrisch bezeichnen, wenn ich mit seiner Hilfe rechts und links nicht unterscheiden kann.

Damit wende ich mich dem zweiten Beispiel zu, auf das von dem Philosophen und Physiker ERNST MACH hingewiesen wurde. Der physikalische Gegenstand ist eine Magnetnadel, die parallel zu einem Draht aufgehängt ist (Figur 4). Wenn wir in Richtung der Draht-



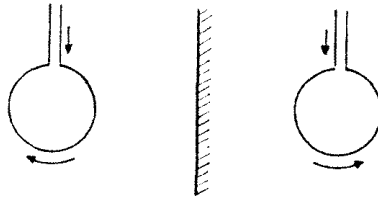
Figur 4

Eine Magnetnadel mit Nord- und Südpol, parallel zu einem Draht, drehbar aufgehängt.

achse sehen, dann scheint uns dieser Gegenstand rechts-links-symmetrisch zu sein. Jetzt denken wir uns folgenden Versuch ausgeführt: Durch den Draht werde ein Strom geschickt. Man beobachtet dann, daß in Stromrichtung gesehen der Nordpol der Magnetnadel nach rechts ausschlägt. Wenn also ein Strom durch den Draht fließt, dann kann die Magnetnadel plötzlich rechts und links unterscheiden. Die Situation hat sich grundlegend geändert. Mit Strom ist die Magnetnadel ein physikalischer Gegenstand, mit dessen Hilfe ich rechts und links unterscheiden kann. Bei einem solchen Gegenstand sage ich, er ist rechts-links-antisymmetrisch. Damit haben wir die beiden Begriffe der Rechts-Links-Symmetrie und der Rechts-Links-Antisymmetrie kennengelernt, je nachdem ob die physikalische Anordnung eine Unterscheidung zwischen rechts und links nicht gestattet oder gestattet.

Diskutieren wir den Versuch mit der Magnetnadel noch etwas eingehender: Derselbe Gegenstand, die Magnetnadel, ist also entweder rechts-links-symmetrisch oder rechts-links-antisymmetrisch, je nachdem ob ein stromführender Draht in der Nähe ist oder nicht, heitsverachtung einhergeht wie beim Großinquisitor, grundverschie-

so möchte man meinen. Welche physikalischen Gesetze beschreiben die Wirkungen des Stromes auf die Nadel? Es sind dies die Maxwell'schen Gleichungen. Wir prüfen nun nach, ob die Maxwell'schen Gleichungen die Eigenschaft haben, aus einer rechts-links-symmetrischen Anordnung eine rechts-links-antisymmetrische Anordnung zu machen. Dabei stellt sich sehr schnell heraus, daß die Maxwell'schen Gleichungen diese Eigenschaft nicht haben. Sie sind so beschaffen, daß eine einmal vorhandene Rechts-Links-Symmetrie oder eine einmal vorhandene Rechts-Links-Antisymmetrie immer beibehalten wird. Wir müssen also schließen, daß entweder die Maxwell'schen Gleichungen nicht richtig sind, oder daß wir an einer anderen Stelle einen Fehler gemacht haben. Die erste Möglichkeit kommt nicht ernsthaft in Betracht. In der Tat läßt sich der Fehler leicht finden. Man darf sich nämlich durch die äußere geometrische Gestalt der Magnetnadel, die eine Rechts-Links-Symmetrie vortäuschen kann, nicht irreführen lassen. Die innere, verborgene physikalische Struktur der Nadel muß berücksichtigt werden. Sie besteht ja aus Materie und somit aus Atomen. Die Atomtherorie lehrt nun, daß die magnetischen Eigenschaften der Nadel durch innere, in den Atomen verlaufende Kreisströme bestimmt sind. Idealisiert kann man sich die Magnetnadel als einen einzigen solchen Kreisstrom vorstellen und ein solcher Kreisstrom wäre dann rechts-links-antisymmetrisch (Figur 5). Es ist also die Anordnung mit der Magnetnadel auch schon



Figur 5

Stromführende Schlinge (Kreisstrom) mit Spiegelbild.

vor dem Einschalten des Stromes rechts-links-antisymmetrisch und dieser Zustand bleibt bestehen.

Damit stehen wir ganz kurz vor der Entdeckung eines Gesetzes von sehr großer Allgemeinheit. Denn man fragt sich natürlich, ob nicht auch alle anderen physikalischen Gesetze und die durch sie beschriebenen physikalischen Prozesse so beschaffen sind, daß sie eine Erhaltung der Rechts-Links-Eigenschaft garantieren. Wenn dies wirklich so ist, und man hat das auch lange Zeit geglaubt, dann hat man damit ein sehr allgemeines physikalisches Gesetz. Dieses Gesetz würde lauten: Bei allen physikalischen Prozessen bleibt die Rechts-Links-Symmetrie oder die Rechts-Links-Antisymmetrie erhalten. Solche „Erhaltungssätze“ sind ja Naturgesetze in einer sehr einfachen Form. Um im folgenden nicht dauernd getrennt von Rechts-Links-Symmetrie und Rechts-Links-Antisymmetrie sprechen zu müssen, will ich einen gemeinsamen Namen für beides einführen; ich

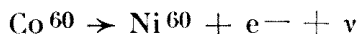
will sagen: „Rechts-Links-Parität.“ Die beiden Möglichkeiten halte ich auseinander, indem ich sage: Die Rechts-Links-Parität ist positiv bei Rechts-Links-Symmetrie und negativ bei Rechts-Links-Antisymmetrie. Der Erhaltungssatz lautet: „Bei allen physikalischen Vorgängen bleibt die Rechts-Links-Parität erhalten.“

Dieser Satz ist nun wiederum so allgemein, daß sich nur sehr wenig spezifische physikalische Folgerungen daraus ziehen lassen. Auf die wenigen Beispiele, wo er ausgenutzt worden ist, gehe ich erst gar nicht ein, sondern wende mich gleich dem Ereignis zu, das unsere Ansichten über diesen Satz grundlegend geändert hat. Im Jahre 1956 stellten nämlich die beiden jungen amerikanischen Physiker LEE und YANG die Behauptung auf: „Beim β -Zerfall bleibt die Parität nicht erhalten.“

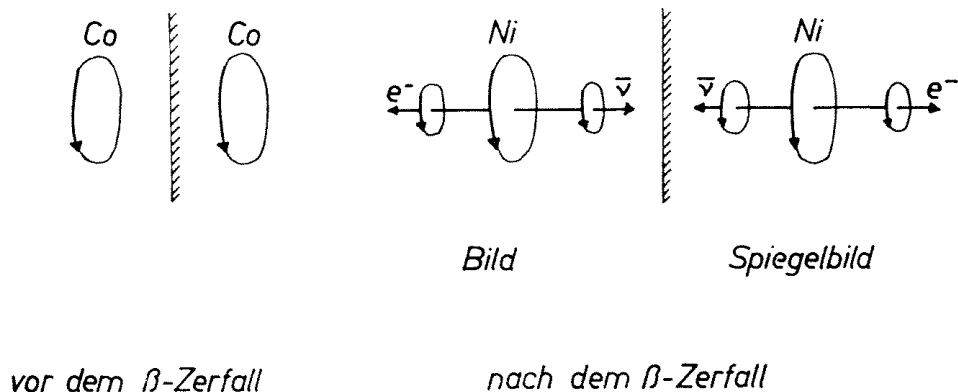
An diesem Satz müssen zunächst zwei Begriffe erklärt werden: Was ist ein β -Zerfall, und was ist die „Parität“? Bleiben wir beim Letzteren. Die „Parität“ ist eine einfache Verallgemeinerung der soeben definierten Rechts-Links-Parität. Der Raum, in dem sich alle physikalischen Prozesse abspielen, ist ja dreidimensional. Er enthält also drei zueinander senkrechte Ebenen. Nun kann ich natürlich jede dieser drei Ebenen als Spiegelebene benutzen, um meinen physikalischen Gegenstand auf seine Rechts-Links-Parität zu prüfen. Dann habe ich eine Aussage über die Rechts-Links-Parität in bezug auf gerade diese Ebene. Bei der Parität verallgemeinere ich die Prüfung auf rechts und links nun derart, daß ich nicht nur eine Ebene, sondern alle drei Ebenen nacheinander zur Spiegelung benutze. Man wählt also zunächst eine Ebene aus und entwirft ein Spiegelbild des Gegenstandes. Von diesem Spiegelbild wird dann wieder ein Spiegelbild in einer zur ersten senkrechten Ebene erzeugt. Dieser Prozeß wird noch einmal in einer zu den beiden vorhergehenden senkrechten Ebene wiederholt. Das nach dieser Prozedur entstandene Bild vergleicht man nun mit dem ursprünglichen Gegenstand. Ist es nicht unterscheidbar, so sagt man, der Gegenstand habe positive Parität, ist es unterscheidbar, so spricht man von negativer Parität.

Wir wollen einmal den Raum durch ein Achsendreibein beschreiben und jedem Punkt des Raumes die drei Koordinatenwerte (x, y, z) zuordnen. Die drei Spiegelungen führen dann den Punkt (x, y, z) in den Punkt $(-x, -y, -z)$ über. Das ist der zum Koordinatenursprung invers liegende Punkt von (x, y, z) . Man spricht von einer Raum-inversion, die durch die Operation der Parität oder der drei Spiegelungen bewirkt wird. Diese Rauminversion kann man immer auch erreichen mit nur einer Spiegelung (beispielsweise an der y - z -Ebene, wobei x in $-x$ übergeht) und einer anschließenden Drehung um 180° um die zur Spiegelebene senkrechte Achse (der x -Achse). Sehen wir diese Drehung als unwesentlich an, so kommt man an Stelle von drei Spiegelungen auch immer mit nur einer Spiegelung aus. Man kann also die Prüfung auf Parität immer durch Prüfung auf Rechts-Links-Parität ersetzen, vorausgesetzt, man sucht sich die „richtige“ Spiegelebene aus, was ich im folgenden immer tun werde.

Wenden wir uns nun dem zweiten Begriff im Satz von LEE und YANG zu, dem β -Zerfall. Man spricht von einem β -Zerfall, wenn ein Atomkern sich unter Aussendung eines Elektrons und eines Antineutrinos umwandelt. Ein bekanntes Beispiel ist:



Diesen Prozeß prüfen wir nun auf seine Rechts-Links-Parität. Den Ausgangskern Co^{60} stellen wir durch eine rotierende Kugel dar, wobei in unserem Bild die Rotationsachse in der Horizontalen liegen soll (Figur 6). Bei der hier gewählten Spiegelebene liegt dann



Figur 6
Schematisierte Darstellung des β -Zerfalls von Co^{60} in Bild und Spiegelbild. Angedeutet ist der Umlaufsinn vom Co- und vom Ni-Kern um eine horizontal liegende Achse. Im rechten Bild ist der Endzustand mit der Flugrichtung vom Elektron e^{-} und Antineutrino $\bar{\nu}$, sowie der Umlaufsinn deren Drehimpulse dargestellt.

eine positive Rechts-Links-Parität vor (eine Nichtunterscheidbarkeit von Rechts und Links). Der Co-Kern verwandelt sich nun unter Aussendung eines Elektrons und eines Antineutrinos in einen Ni-Kern. Experimentell findet man, daß die Flugrichtung des Elektrons zusammen mit dem Umdrehungssinn des Co-Kerns eine Rechts-schraube bildet. In Figur 6 ist also das „Bild“ in der Natur realisiert, das „Spiegelbild“ nicht. Ferner sehen wir, daß die Behauptung von LEE und YANG richtig ist, denn nach dem β -Zerfall haben wir eine negative Rechts-Links-Parität, während wir vorher eine positive Rechts-Links-Parität hatten. Allerdings ist einige Vorsicht am Platze, denn es könnte ja sein, daß das geometrische Bild der Kugel für den Co-Kern gar nicht zutrifft. Beim genaueren Hinsehen stellen wir jedoch fest, daß es gar nicht so sehr auf das Bild des Co-Kerns selbst ankommt als vielmehr auf die Änderung des Zustandes zwischen Co-Kern und Ni-Kern. Der Satz von LEE und YANG bezieht sich ja auch auf die Änderung der Parität beim β -Zerfall. Die Differenz zwischen Co-Kern und Ni-Kern ist, so sagen die Kernphysiker, sehr genau feststellbar. Es ändert sich nämlich nur der Betrag des Dreh-

impulses, praktisch also die Rotationsgeschwindigkeit des Kerns. Der Drehimpuls ist — geometrisch — vollständig dargestellt durch einen Umlaufsinn. Wir können also auf die Kenntnis der Gestalt des Co-Kerns überhaupt verzichten.

In der genaueren mathematischen Fassung wird der β -Zerfall durch eine Kopplung beschrieben, die als skalares Produkt zwischen einem polaren Vektor, dem Impuls des Elektrons, und einem axialen Vektor, dem Drehimpuls des Kernes, dargestellt werden kann. Bei Rauminversion ändert der polare Vektor sein Vorzeichen, der axiale aber nicht.

Die These von LEE und YANG ist inzwischen bei so vielen anderen β -Zerfallsprozessen nachgeprüft worden, daß man sie als sicher bestätigt ansehen kann. Was bedeutet das nun? Ist diese eine Ausnahme unter den physikalischen Prozessen, bei denen sonst immer die Paritätserhaltung gilt, denn so schlimm? In der Tat muß man diese Ausnahme als sehr schwerwiegend ansehen, denn einerseits werden bei der Herleitung des Satzes von der Erhaltung der Parität ja nahezu keine Voraussetzungen gemacht, er wurzelt direkt in unserem Glauben, daß die physikalischen Gesetze nicht rechts oder links irgendwie bevorzugen, und andererseits hat der β -Zerfall eine recht große praktische Bedeutung. Ein Blick auf eine Nuklidkarte zeigt, daß die instabile Materie ganz überwiegend nach dem physikalischen Mechanismus des β -Zerfalls zerfällt.

Vielleicht darf ich hier noch erwähnen, daß die Untersuchungen der letzten Jahre — wobei diese Paritätsfragen eine entscheidende Rolle spielten — zur Entdeckung einer neuen universellen Naturkonstanten geführt haben. Diese hat mit den numerischen Werten des β -Zerfalls zu tun und führt den Namen „universelle Fermische Kopplungskonstante g “. Ihr Wert ist $g = (1,99 \pm 0,01) \cdot 10^{-49}$ erg. cm³. Wie Sie wissen, haben die universellen Naturkonstanten, wie Plancksches Wirkungsquantum, Lichtgeschwindigkeit oder elektrische Elementarladung, in der Physik eine außerordentliche große Bedeutung.

An dieser Stelle darf ich nun die Diskussion der Bedeutung der Unterscheidung von rechts und links unterbrechen und mich dem Begriff der Anti-Welt zuwenden. Sie alle wissen, daß die Materie, die unsere Welt bildet, aus Atomen besteht. Über diese Atome wissen wir auch schon recht genau Bescheid, sie bestehen nämlich aus einem sehr kleinen Kern, der nahezu die gesamte Masse enthält, und einer demgegenüber recht großen Hülle. Die Hülle wird aus elektrisch negativ geladenen Elektronen gebildet, während der Kern elektrisch positiv geladen ist und seinerseits aus elementaren Teilchen zusammengesetzt ist, den elektrisch positiv geladenen Protonen und den Neutronen. Unsere materielle Welt besteht demnach im wesentlichen aus drei elementaren Teilchen: Dem Elektron, dem Proton und dem Neutron.

Schon 1932 ist ein weiteres Teilchen entdeckt worden, das beinahe ein Zwilling zum Elektron ist. Von diesem unterscheidet es sich nur durch das Vorzeichen seiner elektrischen Ladung. Dieses „Positron“

ist jedoch ein sehr feindlicher Zwilling Bruder, denn sobald es mit einem Elektron zusammentrifft, „zerstrahlt“ es mit diesem zusammen in energiereiche Lichtteilchen. Da diese keine Masse haben („immaterielle“ Teilchen), haben wir somit eine Vernichtung von Materie. Vor einigen Jahren hat man nun entdeckt, daß es auch zu dem Proton und dem Neutron jeweils einen feindlichen Zwilling Bruder gibt, die die Namen Antiproton und Antineutron tragen. Auch sie „zerstrahlen“, wenn sie mit ihrem Zwilling Bruder zusammentreffen, jedoch erst auf Umwegen, denn sie zerfallen zunächst in materielle Teilchen, in π -Mesonen, und erst diese zerfallen weiter so, daß schließlich auch nur immaterielle Teilchen übrig bleiben.

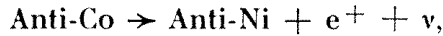
Das Bemerkenswerte ist nun, daß die „Antiteilchen“ denselben physikalischen Gesetzen gehorchen wie die Teilchen. Das bedeutet, daß sie sich auch zu Atomen zusammensetzen können, und diese Atome wiederum können zusammenhängende stabile Materie bilden. Aber wenn diese „Materie“ mit der gewöhnlichen Materie unserer Welt zusammenträfe, gäbe es sofort eine Katastrophe, denn sie würden sich gegenseitig vernichten. Deswegen möchte ich dieser aus Antiteilchen gebildeten Materie den Namen Anti-Materie geben. Bis jetzt kann man nur die Überzeugung aussprechen, daß nach den physikalischen Gesetzen diese Anti-Materie existieren kann. Ob sie wirklich existiert, wissen wir nicht. Es ist noch nicht gelungen, Antiteilchen zu Atomen zusammenzusetzen. Denn ehe man sie zusammenbringen kann, geraten sie ja bestimmt einmal mit einem der überaus zahlreichen Zwilling Brüder der Teilchenwelt zusammen, und schon ist es um sie geschehen.

Man stellt sich natürlich nun die Frage, ob es vielleicht irgendwo im Kosmos ein Sternensystem gibt, das nicht aus gewöhnlicher Materie, sondern aus Anti-Materie besteht. Eine solche aus Anti-Materie bestehende Welt wäre dann in unserem Sinne eine Anti-Welt. Die Existenz einer solchen Anti-Welt können wir jedoch noch nicht feststellen, denn die einzigen Signale aus dem All, die wir bisher entziffern können, sind Lichtsignale, und diese verraten nicht, ob sie von Materie oder von Anti-Materie stammen. Nach dem was wir bisher kennen, müssen wir annehmen, daß es im Kosmos nur Materie gibt. Den physikalischen Gesetzen nach könnte es auch Anti-Materie geben, aber diese scheint in der Natur nicht realisiert zu sein, abgesehen von den künstlich erzeugten winzigen Bruchstückchen.

Die physikalischen Gesetze zeigen eine höhere Symmetrie als die Natur selbst. Solche Unsymmetrien in der Realisierung physikalischer Möglichkeiten sind gar nicht so selten. Ein weithin bekanntes Beispiel dafür ist das Auftreten von linksdrehendem Zucker. Organischer Zucker in wässriger Lösung dreht die Polarisations ebene von Licht nach links. Das liegt am atomaren Aufbau der Zuckermoleküle. Wir haben hier wieder eine innere Rechts-Links-Antisymmetrie ähnlich wie bei der Magnetnadel. Physikalisch ist auch ein Aufbau der Zuckermoleküle derart möglich, daß die Polarisations ebene von Licht nach rechts gedreht wird. Solche Zuckermoleküle lassen sich

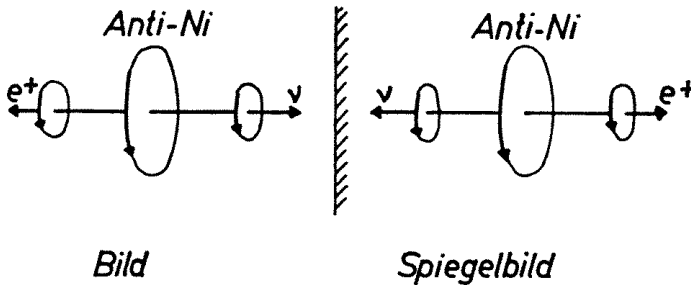
auf physikalischem Wege auch herstellen, sie treten jedoch nicht in der organischen Natur auf. Diese Unsymmetrie der belebten Natur können wir also nicht auf physikalische Gesetze zurückführen. Die Erklärung muß in den biologischen Gesetzen liegen, etwa denen der Vererbung verbunden mit einer passenden Hypothese über die Entstehung des Lebens.

Wenden wir uns nun zur Diskussion der Unterscheidung von rechts und links in unserer — theoretisch möglichen — Anti-Welt. Insbesondere interessiert uns hier wieder der β -Zerfall. Unser Beispiel mit dem Co^{60} müssen wir so übersetzen:



d. h. Anti-Co zerfällt in Anti-Ni unter Aussendung eines Positrons und eines Neutrinos.

Wir werden vermuten, daß auch in der Anti-Welt die Parität beim β -Zerfall nicht erhalten bleibt. Wir bekommen also wieder Bild und Spiegelbild, die sich unterscheiden (Figur 7). Beim gewöhn-

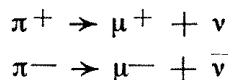


Figur 7

Der Endzustand des β -Zerfalls von Anti-Co (siehe auch Figur 6).

lichen β -Zerfall hatten wir festgestellt, daß nur eins von beiden, das „Bild“, wirklich vorkam. Wir müssen nun zu entscheiden versuchen, welches der beiden Bilder in der Anti-Welt realisiert sein würde. Das läßt sich in der Tat entscheiden und hängt eng zusammen mit dem Unterschied zwischen den beiden neutralen Teilchen, dem Anti-neutrino und dem Neutrino. Das müssen wir nun etwas genauer untersuchen.

Dazu betrachten wir ein weiteres Beispiel, welches das letzte sein wird. Dieses Beispiel betrifft den Zerfall von gewissen Elementarteilchen, und zwar von sogenannten π -Mesonen. Diese zerfallen spontan, wobei ein weiteres materielles Teilchen entsteht, das μ -Meson, und ferner ein Neutrino. Sowohl π - als auch μ -Meson gibt es als positiv und negativ geladene Partner. Die Zerfallsreaktionen von diesen beiden sind



Man glaubt also, daß hier beim Zerfall entweder ein Neutrino oder ein Antineutrino auftritt. Welcher Unterschied besteht zwischen beiden? Beide sind „pathologische“ Teilchen insofern, also sie nur wenige physikalische Eigenschaften haben: Sie transportieren Energie, Impuls und Drehimpuls, und sie fliegen mit Lichtgeschwindigkeit. Sie besitzen jedoch weder Masse noch Ladung noch magnetisches Moment. Auf einen Unterschied zwischen Neutrino und Antineutrino ist man nun folgendermaßen gekommen: Man versucht den Drehimpuls dieser Teilchen zu bestimmen. Das ist zwar bei dem Neutrino und Antineutrino nicht direkt möglich, läßt sich aber aus der Zerfallsreaktion der π -Mesonen, beispielsweise, indirekt erschließen. Man hat gefunden, daß bei dem Zerfall eines ruhenden π^+ -Mesons der Drehimpuls des entstehenden μ^+ -Mesons eine Rechtsschraube mit seinem Impuls bildet. Da das π^+ -Meson keinen eigenen Drehimpuls hat, muß aus Gründen der Erhaltung des Gesamtdrehimpulses der Drehimpuls des Neutrinos mit seiner Fortschrittrichtung ebenfalls eine Rechtsschraube bilden und außerdem den gleichen Betrag haben wie der Drehimpuls des μ^+ -Mesons. Zieht man nun zum Vergleich auch den Zerfall des π^- -Mesons heran, so findet man, daß beim Neutrino Impuls und Drehimpuls eine Rechtsschraube bilden, während sie beim Antineutrino eine Linksschraube bilden (siehe Figur 2). Der Drehimpuls ist also entweder parallel oder antiparallel zur Fortschrittrichtung. Man könnte Neutrino und Antineutrino als die „natürlichen Schrauben“ ansehen und in der angelsächsischen Literatur tragen sie manchmal auch scherzhafterweise den Namen „screwon“.

Ehe ich nun zur Diskussion des β -Zerfalls zurückkehre, muß ich auf eine Schwierigkeit aufmerksam machen, die sich so ganz anschaulich leider nicht lösen läßt. Es gibt nämlich neben den pathologischen Teilchen Neutrino und Antineutrino noch ein Teilchen, das in demselben Maße pathologisch ist, d. h. es besitzt auch nur Energie, Impuls und Drehimpuls, und es fliegt mit Lichtgeschwindigkeit. Dieses Teilchen ist das bekannte Lichtteilchen oder Photon. Auch beim Photon ist es so, daß der Drehimpuls entweder parallel oder antiparallel zur Fortschrittrichtung ist. Nach der speziellen Relativitätstheorie muß das ganz allgemein bei allen Teilchen, die sich mit Lichtgeschwindigkeit bewegen, so sein. Jedoch unterscheidet man diese beiden Fälle nicht als Teilchen und Antiteilchen. Um das wenigstens plausibel zu machen, möchte ich auf drei Unterschiede zu den Neutrinos aufmerksam machen. Erstens ist beim Photon der Betrag des Drehimpulses größer (genau doppelt so groß). Zweitens treten die Neutrinos niemals ohne einen Partner auf, während bei einem Zerfall auch einmal ein Photon alleine auftreten kann, beispielsweise beim Übergang eines angeregten Atoms in den Grundzustand. Wenn wir die Zerfallsreaktionen, bei denen Neutrinos vorkommen, nachsehen, dann finden wir, daß zum Beispiel das Antineutrino immer nur zusammen mit einem Neutrino oder einem Elektron oder einem μ^- -Meson auftritt. Umgekehrt erscheint das Neutrino immer nur zusammen mit einem Antineutrino oder einem

Positron oder einem μ^+ -Meson. Auf den dritten Unterschied weise ich für die Physiker unter Ihnen hin: Neutrino und Antineutrino genügen dem Pauli'schen Ausschließungsprinzip, das Photon nicht.

Die Bemerkung, daß Neutrino und Antineutrino immer nur mit Partnern auftreten, hilft uns nun am leichtesten weiter, wenn wir den β -Zerfall in der Anti-Welt betrachten. Das Antineutrino war beim β -Zerfall an das Elektron als Partner gebunden, das Neutrino an das Positron. Also, so können wir jetzt schließen, tritt beim β -Zerfall des Antikobalts zusammen mit dem Positron ein Neutrino auf. Da nun Neutrino und Antineutrino sich wie Bild und Spiegelbild verhalten und beim β -Zerfall von Co das „Bild“ realisiert war, muß beim β -Zerfall des AntiCo das Spiegelbild (Figur 7) realisiert sein.

Damit kommen wir nun zum Schluß. Nach den physikalischen Gesetzen ist die Existenz einer Anti-Welt, bestehend aus Anti-Materie, möglich. Es gelten alle physikalischen Gesetze der Welt aus Materie, einschließlich der Gesetze des β -Zerfalls, auch in der Anti-Welt, wenn wir diese in der Weise konstruieren, daß wir Materie durch Anti-Materie und Bild durch Spiegelbild ersetzen. In dem Sinne, in dem ich das am Anfang erklärt habe, heißt das, beim Übergang zur Anti-Welt bleiben alle physikalischen Gesetze richtig, wenn ich rechts und links vertausche.

Das Kleistsche Paradox

*„De ces hommes qui vont jusqu'au
bout de leur formule“ (Valéry)*

„Sollte*) das höchste Prinzip das höchste Paradoxon in seiner Aufgabe enthalten? Ein Satz sein, der schlechterdings keinen Frieden ließe — der immer anzöge, und abstieße — immer von neuem unverstündlich würde, sooft man ihn auch schon verstanden hätte? Der unsre Tätigkeit unaufhörlich rege machte — ohne sie je zu ermüden, ohne je gewohnt zu werden? Nach alten mystischen Sagen ist Gott für die Geister etwas Ähnliches.“ So vermutet Novalis einmal, daß das höchste Prinzip als Aufgabe auch das höchste Paradox in sich enthalte¹⁾. Zugleich sagt Novalis damit, was er unter einem Paradox versteht: paradoxe Sätze sollen eine unaufhörliche Unruhe des Geistes wecken, die keinen Frieden läßt, die bei keinem vorläufigen Verständnis stehen bleibt und die keine Erschlaffung oder Gewöhnung kennt. Diese romantische Bestimmung des Paradox ist die subtilste, die ich kenne. Ich stelle sie mit Bedacht der Beschreibung des Kleistschen Paradox voran; denn sie enthält eine Rechtfertigung für mein eigenes Verfahren, von einer Redefigur aus die Struktur eines neuen dichterischen Denkens und Schaffens zu erläutern²⁾.

Kleist hat nämlich an zentralen Stellen paradoxe Sätze verwendet. So steht in dem Aufsatz „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ das überraschende Paradox: „Denn nicht wir wissen, es ist allererst ein gewisser Zustand unsrer, welcher weiß“³⁾. Das ist eine paradoxe Behauptung, weil sie der allgemeinen Auffassung zuwider ist und doch eine verborgene Wahrheit enthält. In dem bekannten Aufsatz „Über das Marionettentheater“ wird sogar an entscheidender Stelle die These als ein Paradox gekennzeichnet: „Ich sagte, daß, so geschickt er auch die Sache seiner Paradoxe führe, er mich doch nimmermehr glauben machen würde, daß in einem mechanischen Gliedermann mehr Anmut enthalten sein könne, als in dem Bau des menschlichen Körpers. — Er versetzte, daß es dem Menschen schlechthin unmöglich wäre, den Gliedermann darin auch nur zu erreichen. Nur ein Gott könne sich, auf diesem Felde, mit der Materie messen; und hier sei der Punkt, wo die beiden

*) Öffentliche Antrittsvorlesung, gehalten am 22. V. 1962.

1) Novalis: Briefe und Werke, hg. von E. Wachsmuth, Berlin 1943, III. Band, S. 165 (Die Fragmente, Nr. 381).

2) Meine These von der paradoxen Struktur der Kleistschen Dichtungen berührt sich in mehreren Punkten mit der umfassenden und tiefen Kleist-Studie von Walter Müller-Seidel „Versehen und Erkennen“ (Köln und Graz 1961), besonders mit der von ihm entdeckten „Struktur des Widerspruchs“, und nur die Tatsache, daß das romantische Paradox noch andere Aspekte als den des Widerspruchs enthält, ermutigt mich zu einer Veröffentlichung.

3) H. v. Kleists Werke, in Verein mit G. Minde-Pouet und R. Steig hg. von Erich Schmidt, Leipzig und Wien (Bibl. Inst.) IV. Bd., S. 79.

Enden der ringförmigen Welt ineinandergriffen. — Ich erstaunte immer mehr, und wußte nicht, was ich zu so sonderbaren Behauptungen sagen sollte.“ Dieser Abschnitt aus dem Gespräch enthält keine Theorie des Paradox — wie des Novalis tiefsinniger Vergleich mit der mystischen Gottesvorstellung; aber es werden paradoxe Sätze verwendet, um einen Standpunkt jenseits der populären oder überlieferten Meinungen zu gewinnen, und diese neue These wird als „Paradoxe“ (im Femininum!) und als „sonderbare Behauptung“ bezeichnet. Die Thesen des Ballett-Tänzers sind geistreicher, aber auch tiefsinniger und wahrer als die überlieferten Ansichten des Autors, der immer noch meint, schon im Bau des menschlichen Körpers sei das höchste Maß von Anmut angelegt. Das Interessante und Tiefsinnige erscheint in der Redefigur des Paradox: überlieferte Vorstellungen werden verworfen und kühne Ansichten an ihre Stelle gesetzt. Der Autor trennt noch Mensch und Gliedermann voneinander, indem er den einen über den andern stellt. Der Tänzer kehrt aber nicht nur die überlieferte Rangordnung um, sondern stellt sogar eine formale Relation zwischen Marionette und Gott her. Das muß offenbar mit der Ansicht zusammenhängen, daß die Welt „ringförmig“ ist, so daß Anfang und Ende ineinandergreifen. Ein Paradox überbietet das andere, aber jedesmal werden alte Vorstellungen abgelehnt und neue an ihre Stelle gesetzt, die sich am prägnantesten in einem formalen Widerspruch oder in einem Oxymoron ausdrücken lassen: die Grazie der Marionette, der materielle Gott, die ringförmige Welt. Paradoxe dieser Art sind nicht mehr wirkliche Widersprüche, sondern nur scheinbare; d. h. sie bringen das Widersprüchliche der Aussage zu einem schwebenden Ausgleich. Sie unterscheiden sich also gründlich von jenen paradoxa, die Cicero als „sonderbar und der Meinung aller entgegen“ (*mirabilia contraque opinionem omnium*) bestimmt hat. Diese ciceronianische Bestimmung wird auch noch vom Autor vertreten. Der Tänzer aber versteht sie dahin, daß die *opinio omnium* nicht mehr eine Instanz oder Autorität ist, sondern nur noch die populäre und vordergründige Ansicht einer Sache. Kleist nimmt also eine Aufwertung des Paradox vor. Unausgesprochen hebt damit der Streit der Modernen mit den Alten an. Der Kleistsche Marionettentheater-Aufsatz ist der Versuch, den anthropologischen Standpunkt der Antike und der Klassik zu erschüttern. An die Stelle der alten Ansicht, daß die Welt auf menschliche Weise begreifbar und erklärbar ist, tritt die neue Ansicht von der Unbegreiflichkeit der Welt, der höchstens noch eine paradoxe Formel gerecht wird.

Die Wendung „so geschickt er auch die Sache seiner Paradoxe führe“ ist eine Formel aus der Prozeßwelt, die dem Leser suggerieren soll, daß es in dem Gespräch um mehr geht, als um eine gewöhnliche Streitfrage. In der paradoxen These, daß eine mechanische Zurichtung wie der Gliedermann, wie das Marionettentheater und also auch wie das Theater mehr Grazie enthalte, als der Mensch mit seinen organischen Voraussetzungen und Bindungen entfalten

könne⁴⁾), geht es letztlich um die Überwindung der Gravitationskraft der Erde. Die Marionette benutze „antigrav“ den Boden nur noch, „um ihn zu streifen, und den Schwung der Glieder, durch die augenblickliche Hemmung, neu zu beleben“, aber nicht wie wir, „um darauf zu ruhen, und uns von der Anstrengung des Tanzes zu erholen“. Kleist dichtet damit an dem großen Prozeß des Menschen mit und gegen sich selbst weiter und führt ihn schon in jenes Stadium, wo dem Unbewußten der Vorzug vor dem Bewußten gegeben wird. Aber wenn man dann meint, daß damit die humanistische Position in Frage gestellt sei, muß man zu guter Letzt noch lesen, daß die Wiederherstellung der Unschuld und der Grazie eben durch die Erkenntnis wieder möglich sein soll. Dies letzte Paradox besteht darin, daß die Erkenntnis die Seele und die Grazie stört und zugleich das Gleichgewicht beider wiederherstellt. Dieser progressive Prozeß, von Paradox zu Paradox fortschreitend, ist auch mit dem Ende des Gesprächs nicht abgeschlossen, sondern seine Entscheidung leitet immer „das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt“ ein. Am Ende bleibt alles von neuem in der Schwebelage, soviel neue und überraschende Perspektiven sich auch eröffnet haben mögen. Die Figur des Paradox, die schwebende Vereinigung von etwas Widersprüchlichem, enthält in sich ein Moment der Spannung und des Progresses, indem die Neugier auf die Lösung des Widerspruchs gerichtet ist.

Auf solche Weise wird im Marionettentheater-Aufsatz jene Möglichkeit des Gesprächs literarisch verwendet, ohne Berufung auf Autoritäten und ohne Zwang zum System, ein Modell zu entwerfen, das reine intellektuelle Anschauung ist, pure Möglichkeit, ohne Ontologie und ohne Metaphysik, eine absolute Metapher. Diese Metapher von der Marionette steht nicht für etwas anderes, nicht für den Menschen und nicht für Gott, sondern sie erschafft eine neue Relation Gott und Marionette, durch welche der Mensch sich von neuem und genauer bestimmen kann. Die Marionette wird auf mathematisch-physikalischem Wege als eine Entgegensetzung zu Gott gewonnen, jedenfalls wird mit solchen Umschreibungen die metaphorische Bedeutung der Marionette bestimmt: der bewegliche Schwerpunkt, das Antigrav, das Plus (+) und Minus (—) des unendlichen Bewußtseins und des fehlenden Bewußtseins. Wenn man der mathematisierten Sprache Kleists folgen wollte, könnte man sogar von der Marionette als Antimetapher sprechen. Die metaphorische Bedeutung der Marionette wird nicht durch ein gesteigertes Bild und Gleichnis gewonnen, wie etwa der Engel in den Dichtungen Kleists immer wieder als Gleichnis und Metapher erscheint; sondern durch ein gemindertes Bild und Gleichnis, durch eine pure Abstraktion. Engel und Marionette oder hier: der Gott und die

4) Dieser Zusammenhang des Marionettentheaters mit dem Theater ist auch schon von Novalis gesehen worden: „Theatralische Belustigungen aller Art — ein Hauptressort gesellschaftlicher Vergnügungen. — Einführung der Masken. — Das Marionettentheater ist das eigentlich komische Theater. — Notwendige Grobheit des Lustigen.“ (Wachsmuth III, S. 141/42, Nr. 287.)

Marionette stehen im Verhältnis von Metapher und Antimetapher zueinander.

Aber läßt sich diese Zuspitzung des Marionetten-Paradox auf eine Antimetapher mit der landläufigen Interpretation des Marionettentheater-Aufsatzes vereinen, nämlich daß die Marionette als das vollkommen Antigraue den Verlust der Grazie und der Unschuld durch den Sündenfall erkennbar und anschaulich mache? Tatsächlich weist Kleist dreimal auf das verlorene Paradies hin: „Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns . . . daß ich das dritte Kapitel vom ersten Buch Moses nicht mit Aufmerksamkeit gelesen . . . Mithin . . . müßten wir wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen.“ Aber bei diesen Anspielungen auf das christliche Paradox vom Sündenfall wird die neue überraschende Aussicht eröffnet, als könnte die Menschheit ohne Erlösung von der Sünde durch die Kraft der Erkenntnis ins Paradies und in den Stand der Unschuld zurückkehren. Dafür treten am Schluß wieder mathematisch-physikalische und ästhetische Paradoxien ein: „wie sich der Durchschnitt zweier Linien, auf der einen Seite eines Punkts, nach dem Durchgang durch das Unendliche, plötzlich wieder auf der andern Seite einfindet, oder das Bild des Hohlspiegels, nachdem es sich in das Unendliche entfernt hat, plötzlich wieder dicht vor uns tritt: so findet sich auch, wenn die Erkenntnis gleichsam durch ein Unendliches gegangen ist, die Grazie wieder ein.“ Das Unendliche wird durch ein mathematisches und physikalisches Phänomen bestimmt, nicht mehr durch ein metaphysisches, ontologisches, anthropologisches oder auch nur durch ein Phänomen der Natur. Es scheint sogar für einen Augenblick, als ob dem alten „est Deus in nobis“ ein neues „es muß eine Marionette in uns sein“ entgegengesetzt würde. Das Kleistsche Paradox ist also nicht nur die Redefigur des schwebenden Ausgleichs und der Spannung, nicht nur ein kühner, noch nicht zu Ende gedachter Gedanke, sondern auch die absolute Metapher einer neuen Position außerhalb der überlieferten Vorstellungen, eine Antimetapher, mit der neue Bezirke der Erkenntnis erschlossen werden.

Auch in anderen Aufsätzen trägt Kleist paradoxe Sätze vor. Ein kleiner Aufsatz „Von der Überlegung“, der fünf Tage vor dem Aufsatz „Über das Marionettentheater“ in den „Berliner Abendblättern“ (am 7. XII. 1810) erschienen ist, trägt sogar die Bezeichnung „eine Paradoxe“. Darin tritt Kleist dem Nutzen entgegen, der der Überlegung vor der Tat allenthalben beigemessen wird. Diese Übung will er zwar bei den Spaniern, Italienern und Franzosen gelten lassen, nicht aber bei den Deutschen. Seinem Sohne will er raten, nur nach der Tat zu überlegen, „was in dem Verfahren fehlerhaft und gebrechlich war“. Die Überlegung vor der Tat oder im Augenblick der Entscheidung verwirre die zum Handeln nötige Kraft, hemme oder unterdrücke sie. Dies Paradox beginnt ironisch und endet ohne alle Zweideutigkeit mit dem Bild vom Handeln als einem Ringkampf. — Geistreicher ist das Paradox in dem „Brief eines Dichters an einen anderen“ verwendet: „Denn das ist die Eigenschaft

aller echten Form, daß der Geist augenblicklich und unmittelbar daraus hervortritt, während die mangelhafte ihn, wie ein schlechter Spiegel, gebunden hält, und uns an nichts erinnert, als an sich selbst.“ Solche Formulierung setzt einen besondern Begriff der Form voraus: „die Kunst kann, in bezug auf sie, auf nichts gehen, als sie möglichst verschwinden zu machen“⁵⁾. Die Vernichtung der Form, wenn sie den Gedanken zur Erscheinung gebracht hat, läßt den Geist erst frei hervortreten. — Ähnlich überraschend ist auch das Paradox in dem „Brief eines Dichters an einen jungen Maler“: „Aber ihr Leute, ihr bildet euch ein, ihr müßtet durch euren Meister, den Raphael oder Corregge, oder wen ihr euch sonst zum Vorbild gesetzt habt, hindurch; da ihr euch doch ganz und gar umkehren, mit dem Rücken gegen ihn stellen, und, in diametral-entgegengesetzter Richtung, den Gipfel der Kunst, den ihr im Auge habt, auffinden und ersteigen könntet“⁶⁾. — Ein paradoxes Licht auf die Wahrscheinlichkeit als Kriterium in Kunstsachen wirft die Einleitung zu den „Unwahrscheinlichen Wahrhaftigkeiten“: „Denn die Leute fordern, als erste Bedingung, von der Wahrheit, daß sie wahrscheinlich sei; und doch ist die Wahrscheinlichkeit, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer auf Seiten der Wahrheit.“ Hinter diesem paradoxen Wortspiel verbirgt sich Kleists eigene Kunstanschauung; denn er weist am Schluß ironisch auf Schillers Bemerkung hin, daß der Dichter von unwahrscheinlichen Fakten keinen Gebrauch machen könne, wohl aber der Geschichtsschreiber⁷⁾. In seinen Werken ist Kleist unaufhörlich beschäftigt, unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten aufzuspüren.

Alle diese paradoxen Aufsätze sind in den „Berliner Abendblättern“ (1810) erschienen. Man könnte deshalb meinen, daß das Paradox eine Redefigur des späteren Kleist ist. Aber auch der junge Kleist neigt schon zur Redeweise in Paradoxen. Eine der entscheidenden ist die vom Schlußstein im Gewölbe, die schon auf ein Würzburger Erlebnis vom 30. Dezember 1799 zurückgeht: „Da gieng ich, in mich gekehrt, durch das gewölbte Thor sinnend zurück in die Stadt. Warum, dachte ich, sinkt wohl das Gewölbe nicht ein, da es doch keine Stütze hat? Es steht, antwortete ich, weil alle Steine auf einmal einstürzen wollen — und ich zog aus diesem Gedanken einen unbeschreiblich erquickenden Trost, der mir bis zu dem entscheidenden Augenblicke immer mit der Hoffnung zur Seite stand, daß auch ich mich halten würde, wenn Alles mich sinken läßt.“ Dieses paradoxe Bild von der Schweben im gemeinsamen Sturz kehrt noch sieben Jahre später in der Penthesilea-Tragödie wieder:

⁵⁾ Werke IV, S. 149.

⁶⁾ Werke IV, S. 147.

⁷⁾ Schiller erwähnt zwar in der „Belagerung von Antwerpen . . .“ (Säk. Ausg. Bd. 14, S. 375) dies „wunderähnliche Schicksal“ (übrigens ohne „Fahne und Gepäck“), aber er spielt nicht den Geschichtsschreiber gegen den Dichter aus. Eine Seite weiter steht nur in einem ganz andern Zusammenhang: „Kaum wird man es dem Geschichtsschreiber glauben . . .“ Kleist unterschiebt also Schiller eine paradoxe Äußerung (Werke IV, S. 167). Ist das Lust am Paradox oder Abneigung gegen die Klassiker?

Steh, stehe fest, wie das Gewölbe steht,
Weil seiner Blöcke jeder stürzen will!
Beut deine Scheitel, einem Schlußstein gleich,
Der Götter Blitzen dar, und rufe: trifft!
Und laß dich bis zum Fuß herab zerspalten,
Nicht aber wanke in dir selber mehr,
Solang' ein Atem Mörtel und Gestein,
In dieser jungen Brust, zusammenhält⁸⁾.

Auch im „Erdbeben in Chili“ verdankt Jeronimo dem Zufall seine Rettung, daß zwei zusammenbrechende Gebäude für einen Augenblick eine Art Gewölbe bilden: „Der Boden wankte unter seinen Füßen, alle Wände des Gefängnisses rissen, der ganze Bau neigte sich, nach der Straße zu einzustürzen, und nur der, seinem langsamen Fall begehende, Fall des gegenüberstehenden Gebäudes verhinderte, durch eine zufällige Wölbung, die gänzliche Zubodenstreckung desselben“⁹⁾. Dahin gehört auch der paradoxe Jubel über die Schicksalsgefährtin, die Kleist im Tode gefunden hat: „Der Entschluß, der in ihrer Seele aufgieng, mit mir zu sterben, zog mich, ich kann Dir nicht sagen, mit welcher unaussprechlichen und unwiderstehlichen Gewalt, an ihre Brust . . .“¹⁰⁾. So wundert es einen nicht, daß überhaupt das Schicksalverständnis Kleists die Struktur des Paradox hat. An seine Braut Wilhelmine von Zenge schrieb er, als er 1801 von Berlin nach Paris aufbrechen wollte: „Mir ist . . . dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich bloß zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig“¹¹⁾. In diesem Wort vom Spiel, das Schicksal wird, könnte man, wenn man psychologisch interessiert ist, die Haltung des Paradoxisten erkennen: der Zug des Herzens wird zum Zwang, die Freiheit zur Verwirrung. Uns interessiert mehr die Tatsache, daß selbst das psychische Verhalten auf paradoxe Figuren hin stilisiert wird. Selbst die sogenannte Kant-Krise wird Kleist zu einem Paradox: „Wir können nicht entscheiden, ob das, was wir Wahrheit nennen, wahrhaft Wahrheit ist, oder ob es uns nur so scheint.“ (Am 22. März 1801 an Wilhelmine von Zenge.)

Man kann den Verdacht nicht unterdrücken, daß Kleist seine paradoxe Gemütsstruktur nach literarischen Modellen stilisiert. Tatsächlich ist Begriff und Figur des Paradox längst vor Kleist geläufig. Goethes Werther verteidigt schon in paradoxen Sätzen den Selbstmord: „. . . und ich finde es ebenso wunderbar zu sagen: der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.“

8) Penthesilea V. 1349—1356.

9) Werke III, S. 297.

10) Werke V, S. 436.

11) Werke V, S. 217. Möglicherweise ist diese Formulierung von Wallensteins großem Monolog angeregt: „Ich müßte / Die Tat vollbringen, weil ich sie gedacht . . .?“

Werther verwendet noch das rhetorische „wunderbar“ (mirabile¹²), während Albert mit dem neuen Begriff: „Paradox! sehr paradox!“ antwortet. Es scheint, daß dem Fremdwort damals schon der Sinn des Widersinnigen und Sinnlosen beiwohnte, den es teilweise noch bei Kleist hat.

Darauf beruht jedenfalls die „Theorie des Paradoxen“, die Heinse auf Veranlassung von Friedrich Jacobi 1778 herausgegeben hat. Es ist die Übersetzung einer Satire des Abbé Morellet gegen die „Théorie des Lois civiles“ des umstrittenen französischen Rechtsanwalts und Publizisten Linguet¹³). In der Einleitung zu dieser Satire heißt es: „Man möchte vielleicht denken, wir wollten bei dieser Theorie des Paradoxen selbst paradox sein. Jedoch mit Unrecht. Wir sind wie die Skeptiker, die bey der Lehre, daß man an allem zweifeln müsse, billig davon diesen Satz ausnehmen, an welchem sie nicht wollen, daß man zweifle. Unser Jahrhundert sieht Werke erscheinen, worinn sich das Paradoxe in seinem ganzen Glanz zeigt; und man kann wohl im Ernst die Theorie einer Kunst geben, wenn die Kunst selbst so ausgeübt und so in Ehren gehalten wird“¹⁴). Ich weiß nicht, ob der Abbé Morellet damit auch auf die geistreichen Paradoxien Diderots anspielen will. Jedenfalls hat sich Goethe 1799 in den „Propyläen“ mit Diderots „Mes idées bizarres sur le Dessin“ und mit deren „paradoxen Behauptungen“ sehr ernsthaft auseinandergesetzt. Aus diesem und anderm scheint hervorzugehen, daß wir für die Hinwendung zum paradoxen Stil in Deutschland eine französische literarische Anregung anzusetzen haben¹⁵). Insbesondere geht Friedrich Schlegels Verbindung des Paradox mit der Ironie auf die eben erwähnte „Theorie des Paradoxen“ zurück. In Anlehnung daran hat er nämlich den letzten Athenäumsaufsatz „Über die Unverständlichkeit“ als eine ironische Verteidigung der romantischen Fragmente und ihrer Paradoxe geschrieben. Aber nun ist es eine Ironie, die das Paradox gegen die Wahrheit verteidigt, und nicht mehr wie bei Morellet, eine Ironie, die die Wahrheit gegen die geistreichen Paradoxien in Schutz nimmt: „Alle höchsten Wahrheiten jeder Art sind durchaus trivial und eben darum ist nichts notwendiger als sie immer neu, und womöglich immer paradoxer auszudrücken, damit es nicht vergessen wird, daß sie noch da sind, und daß sie nie eigentlich ganz ausgesprochen werden können“¹⁶). In diesem Zusammenhang wiederholt Schlegel auch sein Athenäumsfragment: „Ironie ist

¹²) Vgl. H. Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik, München 1960, Bd. I, S. 58: „Der Vertretbarkeitsgrad eines Partei-Gegenstandes, der das Rechtsempfinden (oder über den juristischen Bereich hinaus verallgemeinert: das Wert- und Wahrheitsempfinden) des Publikums schockiert, heißt παράδοξον σχῆμα = admirabile genus . . .“

¹³) Die näheren Umstände, wie es zu dieser Übersetzung gekommen ist und welche Wirkung sie gehabt hat, sind von Georg Stefansky erläutert worden (Euphorion 25. Bd. (1924), S. 379—389).

¹⁴) Theorie des Paradoxen, Leipzig 1778, S. 8.

¹⁵) Vgl. zum Paradox bei Diderot jetzt H. R. Jauß: Diderots Paradox über das Schauspiel (Entretiens sur le „Fils naturel“). GRM, NF, Bd. XI (1961), S. 380—413.

¹⁶) Athenäum. Fotomechanischer Nachdruck, Darmstadt 1960, III. Bd., S. 343.

die Form des Paradoxen. Paradox ist alles was zugleich gut und groß ist“¹⁷⁾. Goethe hat in einer Maxime eine Art Replik darauf gegeben: „Die originalsten Autoren der neusten Zeit sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen“¹⁸⁾. Schlegels Fragment bezeichnet im Unterschied zu Goethes Maxime genau die Umwertung des Paradox, die in der Romantik erfolgt ist.

Mit dem gleichen Recht, mit dem man lange die Sehnsucht als das Grundthema der Romantik angesehen hat, kann man nämlich das Paradox als ihre literarische Grundfigur bezeichnen. Das trifft zumindest für die romantischen Fragmente zu. Novalis hält nicht nur, wie wir schon eingangs gesehen haben, das Paradox für die adäquate Form, Aussagen vom Göttlichen zu machen; sondern es ist ihm auch die angemessene Form, die menschlichen Zusammenhänge zu durchleuchten: „Je verworrener ein Mensch ist, man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe, desto mehr kann durch fleißiges Selbststudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müssen, wahre Gelehrte, gründliche Enzyklopädisten zu werden . . .“¹⁹⁾. „Je unwissender man von Natur ist, desto mehr Kapazität für das Wissen. Jede neue Erkenntnis macht einen viel tiefern, lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieses deutlich beim Eintritt in eine Wissenschaft. Daher verliert man durch zu vieles Studieren an Kapazität . . .“ „Witz als Prinzip der Verwandtschaften ist zugleich das menstruum universale. Witzige Vermischungen sind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberei und Edelmut, Tugend und Hetäreie, Überfluß und Mangel an Urteilkraft in der Naivität und so fort ins Unendliche“²⁰⁾. Die Themen dieser Blütenstaub-Fragmente sind bekannter als ihre Form. Durchweg bringen sie einen paradoxen Gedanken oder eine paradoxe Ansicht der Phänomene; aber sie bleiben nicht bei der Formulierung des Paradox stehen, sondern führen es aus oder erklären es, durch den Gegensatz, die Umkehrung oder witzige Beispiele.

Diese Vorliebe der Romantiker für die Paradoxie ist durch Adam Müller, der mit Kleist zusammen den „Phöbus“ herausgegeben hat, zu einer „Lehre vom Gegensatz“ (1804) philosophisch systematisiert worden. Einleitend heißt es, daß diese Lehre „den unten vorkommenden Ausdrücken: Geschichte der Linie, Geschichte der Zahl zwei, den unanständigen Schein unnötiger Paradoxie benimmt“²¹⁾. Damit ist aber auch vorausgesetzt, daß es einen anständigen Schein notwendiger Paradoxie gibt, und sie ist tatsächlich die Figur, nach der

17) Athenäum, III. Bd., S. 347.

18) Aus Makariens Archiv. Jub. Ausg., Bd. 38, S. 281.

19) Man vergleiche damit Kleists Paradox: „Wenn daher eine Vorstellung verworren ausgedrückt wird, so folgt der Schluß noch gar nicht, daß sie auch verworren gedacht worden sei; vielmehr könnte es leicht sein, daß die verworrenst ausgedrückten grade am deutlichsten gedacht werden.“ („Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden.“)

20) Wachsmuth, III. Bd., Nr. 58, 96, 62.

21) Deutsche Literatur. Reihe Romantik, Bd. 11, S. 42.

die neuen Begriffe des Negativen und des Gegensatzes gebildet werden: „so ist etwas nur insofern da (real), als etwas ihm Entgegenstehendes da ist (antireal oder ideal) — die Kraft ist da und wirkt nur insofern, als ihr eine Gegenkraft entgegensteht, entgegenwirkt — eine Tätigkeit nur, insofern ihr Gegenteiligkeit (Leiden) entgegensteht — das Ich ist nur etwas, insofern das Gegenich da ist — der Gegensatz selbst, den wir für jetzt das Objekt dieser Schrift nennen wollen, ist etwas, das heißt kein absolutes Nichts, nur insofern ihm als Subjekt der Antigegegensatz, den wir uns für diesen Fall unter dem Bilde des Entgegenstehenden, der vereinigenden Einheit versinnbildnen wollen, entgegensteht“²²⁾. Die „Lehre vom Gegensatze“ läuft auf paradoxe „Formeln“ hinaus: „Raum ist Antizeit, Zeit ist Antiraum“ — „Natur ist Antikunst; und Kunst ist Antinatur.“ Das hört sich wie eine paradoxe Spielerei an; aber Adam Müller wehrt sich gegen solchen Verdacht, indem er versichert: „Indem wir das Wesen des operierenden Bewußtseins richtig beschreiben, sind wir, die Beschreibenden, bei der ganzen Beschreibung denselben Operationen unterworfen“²³⁾. Das ist ein Versuch, das Paradox zu rechtfertigen, indem man es zur Form des operierenden Bewußtseins erklärt.

Kleists Antimetapher von der Marionette ist nach dem gleichen Prinzip des Gegensatzes gebildet worden. Darum taucht an entscheidender Stelle der Gegensatz Marionette und Gott auf. Auch die Verwendung des Begriffes „antigrav“ weist auf die Verwandtschaft mit Adam Müllers Anti-Operationen hin. Zugleich aber führt uns der Marionettentheater-Aufsatz in den Paradoxien des Ballett-Tänzers das Wesen eines operierenden Bewußtseins vor, indem die Beschreibung denselben paradoxen Operationen unterworfen ist. Der Unterschied zu Adam Müller besteht nur darin, daß Kleist das metaphorische Paradox liebt, während Adam Müller zum konstruktiv-formelhaften Paradox neigt. Aber der flüchtige Blick auf die romantischen Paradoxien hat uns überhaupt gezeigt, daß auf dem Felde des Paradoxen keine Uniformität herrscht: Novalis entwickelte das erkenntniskritische Paradox, Schlegel das ironische Paradox. Versuchen wir deshalb, das metaphorische Paradox Kleists noch etwas genauer zu bestimmen. In mehreren Briefen an Wilhelmine von Zenge hat Kleist empfohlen, interessante und scharfsinnige Vergleiche aufzusuchen: „Willst Du Dich einmal üben ein recht interessantes Gleichniß heraus zu finden, so vergleiche einmal den Menschen mit einem Clavier. Da müßtest Du dann Saiten, Stimmung, den Stimmer, Resonanzboden, Tasten, den Spieler, die Noten etc. in Erwägung ziehen, und zu jedem das Ähnliche bei dem Menschen herausfinden“²⁴⁾. Kleist erwähnt in diesem Zusammenhang auch ein „Ideenmagazin“, in dem er solche Einfälle sammelt. Nun sind Bilder und Gleichnisse an und für sich noch keine Paradoxe; aber indem das Interessante und Unerwartete gesucht wird, nehmen sie doch schon den Charakter des Paradox an. Das Interessante ist nämlich das,

²²⁾ A. a. O., S. 51.

²³⁾ A. a. O., S. 36.

²⁴⁾ Werke, V. Bd., S. 173/74.

was der üblichen Analogie im Vergleich fern liegt. Kleists Methode besteht also darin, aus interessanten natürlichen oder alltäglichen Phänomenen durch die scharfsinnige Intervention des Verstandes Metaphern für eine neue Form der Existenz zu finden: so die vom Schlußstein im Gewölbe, vom Ringkampf des Handelns, von der Vernichtung der Form, von der Marionette. In der Sprache wird eine neue dritte Welt von Metaphern geschaffen, jenseits der einfachen Analogie oder des dialektischen Gegensatzes, vergleichbar den alten *Concetti* in der Barockliteratur. Die paradoxe Metapher soll mehr Aufschluß über die Welt geben, als das Urbild, das bei Kleist verhüllt ist, oder als das Abbild, dessen Allegorik und Symbolik ihn nicht mehr befriedigt²⁵⁾.

Bisher hatten wir es nur mit paradoxen Sätzen oder mit dem Paradox als einer Denkoperation zu tun. Es läßt sich aber auch die Struktur von Kleists Erzählungen oder Dramen auf ein Paradox zurückführen. Solche Rückführung der literarischen Formen auf eine Redefigur muß möglich sein, da die literarischen Formen selbst als entwickelte Redefiguren oder als deren Transformation aufgefaßt werden können. Am ehesten mag noch einleuchten, daß ein paradoxer Satz zu einer paradoxen Erzählung transformiert werden kann. Die Erzählung „Die Marquise von O . . .“ liefert dafür ein überzeugendes Beispiel. Die Begebnisse der Marquise haben alle Eigentümlichkeiten eines echten Paradox: das Unwahrscheinliche, Sonderbare, Unbegreifliche und Neuartige; aber an mindestens drei zentralen Stellen erscheint auch der paradoxe Satz in verschiedenen Transformationen: als paradoxe Tat am Anfang, die Kleist selbst als „einen so sonderbaren, den Spott der Welt reizenden Schritt“ bezeichnet (es ist das Inserat, womit die Marquise den „Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde“, sucht); als Bericht von einer paradoxen Leistung der Erkenntnis in der Mitte: „Ihr Verstand, stark genug, in ihrer sonderbaren Lage nicht zu reißen, gab sich ganz unter der großen, heiligen und unerklärlichen Einrichtung der Welt gefangen“; als zusammenfassender paradoxer Satz am Ende, wenn die Marquise dem Vater ihrer Kinder gesteht: „er würde ihr damals nicht wie ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht, bei seiner ersten Erscheinung, wie ein Engel vorgekommen wäre.“ Dies eine Beispiel dürfte genügen, um anzudeuten, daß in Kleists Erzählungen das Paradox nicht nur stofflich-thematisch, sondern auch geistig-formal auftritt.

Komplizierter ist die Rückführung eines Dramas auf einen paradoxen Satz; zwar kann man die Fabel als die Erweiterung und Anwendung einer paradoxen Handlung und Geschichte verstehen. Das Drama selbst ist aber nicht ein entwickelter Satz, sondern ein entwickeltes und fortlaufendes Gespräch. Insofern zeigt sich sofort,

²⁵⁾ An dieser Stelle ergibt sich ein aufschlußreicher Zusammenhang mit Hans Blumenbergs Begriff der „absoluten Metapher“, deren philosophiegeschichtliche Funktion er in seinem Buche „Paradigmen zu einer Metaphorologie“ (Bonn 1960) durchdenkt (vgl. insbesondere das letzte Kapitel „Geometrische Symbolik und Metaphorik“ S. 123 ff.).

daß ein Zusammenhang zwischen den Dramen und den Abhandlungen bestehen kann, da Kleist in seinen Abhandlungen die Form des Gesprächs, die der Rede, die des Briefes liebt. Tatsächlich lassen sich durch eine eingehende Analyse bedeutende Entsprechungen zwischen dem dramatischen Paradox und den paradoxen Ratschlägen in den Abhandlungen aufzeigen. Insbesondere sind die berühmten Mißverständnisse Zeugnisse für die paradoxe Struktur des Gesprächs, der Erkenntnis, der Entscheidung. Darauf will ich hier aber nicht eingehen, sondern lieber an der Geschichte der Kleistschen Dramen aufzeigen, worin das dramatische Paradox bei ihm besteht. Kleist hatte nämlich eigentümliche Schwierigkeiten, eine herkömmliche dramatische Fabel zu finden oder, wenn keine herkömmliche, so doch eine dramatische Fabel, die den Ansprüchen des damaligen Theaters und vielleicht auch des Publikums Genüge tat. Das war bei seiner Robert Guiskard-Tragödie der Fall, die er selbst verbrannt und deren ersten Akt er später aus dem Gedächtnis wieder aufgezeichnet hat, und bei der Penthesilea-Tragödie, die unter der Regie von Goethe, der, wie wir inzwischen wissen, von Paradoxien nicht viel hielt, keinen Erfolg gefunden hat.

Als Kleist einsehen mußte, daß er das Guiskard-Thema nicht so darstellen konnte, wie es ihm vorschwebte, schrieb er am 5. 10. 1803 an seine Schwester: „Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beuge mich, ein Jahrtausend im Voraus, vor seinem Geiste. Denn in der Reihe der menschlichen Erfindungen ist diejenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächst irgendwo ein Stein schon für den, der sie einst ausspricht.“ Daraus geht hervor, daß Kleist sein Drama als eine erdachte Erfindung ansieht und daß er sich für einen Augenblick berufen glaubte, die Tragödie der Zukunft zu schaffen. Beide Momente gehören auch zum Paradox von der Marionette: es ist eine Denkoperation und weist auf neue Denkbereiche voraus. Von einem dramatischen Paradox können wir also dann sprechen, wenn die überlieferte Vorstellung des Dramas in Frage gestellt ist und an ihre Stelle eine dramatische Erfindung tritt, die eine Bühne und ein Theater der Zukunft voraussetzt, also anscheinend den Gesetzen der Bühne zuwider ist.

Im Fall der „Penthesilea“ sind wir sogar so glücklich, ein Wort von Adam Müller an Gentz vom 6. 2. 1808 zu kennen, in welchem ausdrücklich von den Paradoxien, die er mit Kleist anstrebt, die Rede ist: „Sie, mein Freund, reden unserm ökonomischen Vorteil das Wort, und mißraten uns die Paradoxien, z. B. die anscheinende der Penthesilea. Wir dagegen wollen, es soll eine Zeit kommen, wo der Schmerz und die gewaltigsten tragischen Empfindungen, wie es sich gebührt, den Menschen gerüstet finden, und das zermalmende Schicksal von schönen Herzen begreiflich, und nicht als Paradoxie empfunden werde. Diesen Sieg des menschlichen Gemüts über kolossalen, herzzerstehenden Jammer hat Kleist in der Penthesilea als ein echter Verfechter für die Nachwelt im voraus erfochten“²⁶⁾.

²⁶⁾ Heinrich v. Kleists Lebensspuren, hg. von Sembdner, München 1957, S. 159.

Adam Müller will auch hier den Anschein der Paradoxie von der „Penthesilea“ abwehren, aber dazu benutzt er selbst die Rousseausche Rechtfertigung des Paradox: es sei eine Wahrheit, die um hundert Jahre zu früh komme²⁷⁾. Die „Penthesilea“ wird als eine Tragödie der Zukunft verstanden. Aber dann steht in diesem Brief auch ein Satz, der die Funktion des dramatischen Paradox noch genauer beschreibt: „Sie müßten an diesem Dichter preisen, daß er, der an der Oberfläche der Seele spielen und schmeicheln könnte, der alle Sinne mit den wunderbarsten Effekten durch Sprache, Wohllaut, Phantasie, Üppigkeit usf. bezaubern könnte, daß er alle diese leckeren Künste und den Beifall der Zeitgenossen, welcher unmittelbar an sie geknüpft ist, verschmäht, daß er für jene ungroßmütige Ruhe, für die flache Annehmlichkeit keinen Sinn, keinen Ausdruck zu haben scheint, und viel lieber im Bewußtsein seiner schönen Heilkräfte Wunden schlägt, um nur das Herz der Kunst und der Menschheit ja nicht zu verfehlen . . .“ Die Wendung von den Wunden, die im Bewußtsein der schönen Heilkräfte geschlagen werden, ist eine paradoxe Umschreibung des dramatischen Sinns der „Penthesilea“. Es ist allerdings gar keine Frage, daß solche chirurgischen Eingriffe, wie sie Kleist von der Bühne her unternehmen will, den Bestand des Theaters wie der Menschheit aufs äußerste gefährden. Adam Müller hat wohl gesehen, daß das Publikum vor solchen Operationen schaudert, aber er hat nicht voraussehen können, daß das deutsche Publikum der Zukunft, d. h. unserer Gegenwart, sich durch Interesselosigkeit gegen solche Eingriffe schützen würde. Aber gerade diese Reaktion des Publikums beweist den eminent geistigen Charakter des dramatischen Paradox, der vielleicht geeignet ist, die Gefährdung des Dramatischen aufzuwiegen.

Sehen wir uns daraufhin die dramatischen Operationen in der Penthesilea-Tragödie näher an. Verweilen wir aber nicht lange bei der Verkehrung der üblichen dramatischen Vorstellung, indem hier die Frauen die Männerrollen übernehmen, oder bei der Verkehrung des gefeierten Griechenbildes, indem der Kleistsche Achill mehr ein Weiberheld als ein Schlachtengott ist, indem das Griechische vom Asiatischen überwunden wird und indem Penthesilea eine Anti-Iphigenie ist. Verweilen wir auch nicht lange bei der Metaphorik der Tiere, die diese Dichtung bis zur grausigen Zerfleischung Achills durch die Hunde und Penthesilea selbst durchzieht. Fragen wir lieber, ob diese Fabel eine verborgene Wahrheit enthält. Wenn Penthesilea im letzten Auftritt erwacht und das Entsetzliche, zu dem sie fähig war, langsam erkennt, gleitet ihr der Scythenbogen, das Symbol des Amazonenstaates, aus der Hand und zur Erde. Sie sagt dann dem unnatürlichen Frauenstaat ab und bestraft sich selbst, indem sie sich durch ihren Schmerz zugrunde richtet. Penthesilea ist also berufen, das unnatürliche Gesetz des Amazonenstaates aufzuheben. Schon in der Liebesszene hat sie Achill diese ihre Sendung angedeutet. Seit der Begründung des Frauenstaates durch die kühne Tat

²⁷⁾ Fritz Mauthner: Wörterbuch der Philosophie, München und Leipzig 1910, II. Bd., S. 231/32.

der Tanais war es Gesetz, daß der Amazone durch den Zufall des Krieges der Mann beschieden werden und daß sie ihn nach dem sogenannten „Rosenfest“ wieder entlassen sollte. Aber die Mutter Otrere bestimmte für Penthesilea Achill. Einerlei ob es der Mutter damit ernst war oder ob sie den Namen des Peliden nur nannte, um die Tochter zum Kriegszug zu begeistern: in dem Gedächtnis Penthesileas hat sich als einziges Kriegsziel Name und Ruhm Achills eingepägt. Dieser widersprüchliche Auftrag, sich vom Kriegsgott einen namenlosen Helden in die Arme führen zu lassen, wie das Amazonengesetz befahl, und Achill zu suchen, wie es das Vermächtnis der sterbenden Mutter riet, stürzt Penthesilea keineswegs in einen tragischen Konflikt, um darin wie etwa die Sophokleische Antigone erst ihre ganze Größe zu offenbaren. Vielmehr macht sich Penthesilea das Vermächtnis der Mutter als paradoxen Liebeswunsch zu eigen, dem sie mit den Mitteln des amazonischen Männerraubes eine Erfüllung verschaffen will. So wird das Schwert zum Werber des Herzens, werden die Rosen des Liebesfestes zu den Wunden Achills, die Küsse zu Bissen. Nur die Umgebung der Penthesilea, die Oberpriesterin, die Freundin Prothoe, die Kameradin Meroe, sieht mit wehrlosem Schrecken den Verstoß gegen das Staatsgesetz. Die Königin selbst wird sich dessen in ihrer titanischen Willensgebärde, mit der sie den Ida auf den Ossa wälzen will, um den Sonnengott selbst bei seinen Locken zu erhaschen, nicht einmal bewußt. Sie gibt dem Gebot des Kriegsgottes, im Kampf seinen Stellvertreter zu suchen, eine neue Interpretation: sie hält den strahlendsten Helden Achill allein für würdig, den Kriegsgott bei ihr zu vertreten. Das eigentliche Paradox der Penthesilea beruht also auf der kühnen Neuinterpretation des Gottesgebots, sich im Kampf einen Stellvertreter des Gottes zu suchen. Deshalb ist Penthesilea in ihrer Raserei eher ein Opfer ihres Titanen-Übermutes oder ihrer Gottesleidenschaft als nur das Opfer ihres gräßlichen Mißverständnisses gegenüber Achill. Diese paradoxe Situation der Penthesilea deutet auf verschiedene paradoxe Axiome hin. Nur durch die Beleidigung der Natur läßt sich die beleidigte Natur versöhnen, heißt das eine Axiom in bezug auf das Staatsgesetz der Amazonen. Die Lust des Eros grenzt immer auch an die Lust des Obsiegens, heißt das andere Axiom in bezug auf die Liebeswünsche Achills und Penthesileas. Das tiefere Verständnis des Gottes bedeutet immer auch einen tieferen Sturz in die menschliche Natur, heißt das dritte Axiom in bezug auf die Kriegsgott-Brautschaft der Amazonen. Das dramatische Paradox enthält jedesmal in sich die Spannung auf einen künftigen Weltstand hin, wie die Enden des Bogens in Penthesileas Hand nicht nur Widerstand für die Sehne sind, daß der Pfeil abschnellen kann, sondern sich im Kuß vereinigen, um den Tod zu gebären.

Das dramatische Paradox unterhöhlt demnach die Vorgänge und Handlungen auf der Bühne. Noch will sich Achill nur zum Scheine zum Kampf stellen, aber schon hat Penthesilea die gräßlichen Zurechtungen getroffen, um ihn mit ihren Elefanten und Hunden zu zerstampfen und zu zerfleischen. Noch kann Guiskard die alte Faszii-

nation über seine Truppen ausüben, aber schon ist er von der Pest zum Tode gezeichnet. In der Tragödie war dies Moment schon immer als tragische Ironie bekannt, das aber nur sparsam gegen Ende verwendet wurde. Kleist aber baut seine Stücke von Anfang an in tragischer, dramatischer oder komischer Ironie auf. Schlegel nannte die Verbindung des Großen mit dem Guten ein ironisches Paradox. Bei Kleist begegnet das Große der tragischen, gesetzmäßigen oder bösen Vernichtung dem Guten der menschlichen Regung. Der Sieger von Fehrbellin wird vom Kurfürsten zum Tode verurteilt und gewinnt im Angesicht des Grabes erst die Gelassenheit, die ihm in der Liebesbegeisterung fehlte; der Graf Wetter vom Strahl erniedrigt gegen den Zug seines Herzens das treu ergebene Käthchen zur Magd und erhält sie wie im Märchen als strahlende Kaisertochter zurück; Jupiter kann nur durch den Amphitryon-Betrug Alkmene überlisten, sie zur Gottesvermählung erhöhen, und er muß doch vor ihrer Amphitryon-Treue, die den Mann nicht mit dem Gott verwechselt, kapitulieren²⁸⁾; Rodrigo Ghonorez wird vom eigenen Vater in dem Moment erstochen, als er den Irrtum, aus dem der Sippenhaß entstanden ist, endgültig aufgeklärt hat. Die dramatische Ironie ist bis in die Struktur der Fabel vorgetrieben. Das geht so weit, daß die Tragödie nachträglich aufgehoben wird. Am Ende der „Familie Ghonorez“ („Familie Schroffenstein“) heißt es von dem shakespeareischen Massaker in der Höhle der Liebe: „Wenn ihr euch totschat, so ist es ein Versehen.“ Die paradoxe Struktur der Kleistschen Dramenfabeln ist also nicht nur an paradoxen Sätzen zu erkennen²⁹⁾, sondern sie offenbart sich auch als eine ironische Transformation der Handlung und der Vorgänge.

Aus diesem paradoxen Perspektivismus lassen sich nun auch konkrete Einzelheiten des Kleistschen Dramenstils erklären. Durch die eigentümliche Aufwertung der Vorfabel erhält die Fabel selbst jene bemerkenswerte Doppelbodigkeit oder schillernde Facettierung. Alles, was auf der Bühne geschieht, ist gleichzeitig eine Enthüllung dessen, was dem Bühnengeschehen voraufgegangen ist. Die Zeit des Dramas wird bis in den Ursprung des dramatischen Geschehens prolongiert. Beim „Zerbrochnen Krug“ hat Kleist selbst darauf hingewiesen, daß er nach der analytischen Manier des Sophokles vorgegangen ist. Aber das gilt ebenso für den Traum Käthchens, der auf der Bühne in einem zweiten Traum ausgefragt wird; für das mütterliche Achilles-Vermächtnis, das Penthesilea in der Liebesszene ver-

²⁸⁾ So verstehe ich die zentrale Stelle (II, 5) als den Sieg der Naivität über die Reflexion: Alkmene: „Wenn du, der Gott, mich hier umschlungen hieltest, / Und jetzo sich Amphitryon mir zeigte, / Ja — dann so traurig würd' ich sein, und wünschen, / Daß er der Gott mir wäre, und daß du / Amphitryon mir bliebst, wie du es bist“ (V. 1564—1568). Damit ergibt sich auch, daß im Sinne der Komödie nicht Alkmene die Hauptfigur ist (vgl. H.-G. Gadamer: Der Gott des innersten Gefühls. Die Neue Rundschau 72. Jg. (1961), S. 340 ff.), sondern Amphitryon und Jupiter-Amphitryon.

²⁹⁾ Dazu zähle ich etwa in der „Penthesilea“ das Wort: „Und jeder Busen ist, der fühlt, ein Rätsel“; in der „Familie Ghonorez“ das andere Wort: „Ich bin dir wohl ein Rätsel; / Nicht wahr? Nun tröste dich; Gott ist es mir.“

rät; für den „Prinzen von Homburg“, dem der verhängnisvolle Scherz des Kurfürsten wie eine Art Vorspiel vorausgeschickt wird.

Indem die Vorfabel die Fabel übermächtig, gewinnt die Determination der Handlung bis zur Tücke der Umstände an Bedeutung. Was man bis dahin im Drama als schicksalsträchtiges oder charakterbedingtes Handeln angesehen hat, das wird bei Kleist zu einem Produkt des Gerüchts, des Vorurteils, der falschen Einschätzung der Situation, der gewollten oder ungewollten Fehlleistungen usw. Als Ergebnis zeigt sich, daß alles Handeln mit dem eigentlichen Sinn nur wenig zu tun hat. Der Sinn der Welt und der Kern der Personen liegt im Erkennen und nicht im Handeln. Infolgedessen gewinnt das Wort eine größere Bedeutung als die Tat, die Motivation, das Bild. Man kann bei einer Kleist-Aufführung die Augen schließen, und man nimmt hörend das Gemeinte anschaulicher wahr als schauend. Jedenfalls ist das ein wichtiges Kriterium für eine gelungene Kleist-Aufführung. Das Kleistsche Drama ist eine Erfindung im Wort und eine Darstellung im Gespräch.

Ein drittes Strukturelement entzieht sich vollends der theatralischen Darstellung: das Wunderbare und Geheimnisvolle. Oder wie will man die Rettung Käthchens durch den Engel jemals überzeugend theatralisch darstellen oder das Rätselhaft-Chimärische im Wesen Penthesileas und in minderedem Maße im Wesen Achills? Auch da, wo Kleist versucht hat, dies Undarstellbare ins theatralische Bild zu erheben, in der Hexenküche in der „Familie Schroffenstein“, in der Traumszene unterm Holunderbusch im „Käthchen von Heilbronn“, in der somnambulen Eingangsszene zum „Prinzen von Homburg“, besteht der Zauber dieser Szenen eigentlich darin, daß das Geheimnisvolle nur im Wort, darin aber ganz ergriffen ist. Wie die Zeit des Dramas in den dramatischen Ursprung prolongiert wird, so sublimiert sich das Theatralische in die Einbildungskraft des Wortes. Am großartigsten vielleicht in dem paradoxen Gegenüber von kühnster Rede und simpelster Gebärde, wenn Penthesilea ihren Dolch abgibt, aber sich ihr „vernichtendes Gefühl“ zu einem schärferen Dolche schärft:

Denn jetzt steig ich in meinen Busen nieder,
Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
Hart mir zu Stahl; tränk' es mit Gift sodann,
Heißbätzendem, der Reue, durch und durch;
Trag' es der Hoffnung ew'gem Amboß zu,
Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch;
Und diesem Dolch jetzt reich' ich meine Brust:
So! So! So! So! Und wieder! — Nun ist's gut.

Die durchgängige Metaphorisierung (Glut des Jammers, Gift der Reue, der Hoffnung ewiger Amboß) macht zwar die Übertragung ins Gleichnis offenbar, steigert aber auch das Paradox bis zu jener

Umkehrung, daß Penthesilea dem Dolch in ihrem Gemüt die Brust reicht. Solch paradoxe Metaphorik wird im letzten Akt der „Familie Ghonorez“ zur Szene ausgeweitet, wenn Rodrigo mit der Geliebten die Entkleidung der Hochzeitsnacht spielt, zu keinem andern Zweck, als um sie in seinem eigenen Kleide vor seinem Vater zu retten. Oder in der Schlußszene des „Prinzen von Homburg“, in der der Prinz die Erschießung erwartet, der Kurfürst aber die Verlobung mit Natalie vorbereitet hat. Die paradoxe Metaphorik durchsetzt die Szenen und Vorgänge, die Worte und Gebärden, so daß sie etwas anderes bedeuten, als sie unmittelbar aussagen. Vorgang und Bedeutung trennen sich auf gewagte Weise und vereinigen sich erst in einem höheren Sinne wieder. Nach dem gleichen Verfahren stellt Kleist seine Worte zusammen, so daß sie nicht nur Träger der Mitteilung oder des Gedankens sind, sondern in einer neuen Kombinatorik den ungewohnten Sinn freigeben. Die Kleistsche Sprache ist infolgedessen eben so bildreich, wie sie unsinnlich und geistig ist. Die Sublimierung des Theatralischen in die Einbildungskraft der Sprache ist zugleich die höchste Vergeistigung, die es in deutscher Dramatik gibt.

Alle diese Strukturelemente sind nämlich dafür da, das Faktisch-Einmalige der Handlung zu vernichten. In allen seinen Dramen bietet Kleist eine erkenntniskritische Durchleuchtung der Wirklichkeit, der menschlichen Verhaltensweise, des göttlichen Rätsels. Er glaubt nicht an die unausrottbare Feindschaft zwischen zwei Familien wie Shakespeare, nicht an die Titaniden-Größe wie der junge Goethe, nicht an die Staats-Ideologie wie Hegel. Er entlarvt in der „Familie Ghonorez“ das Hexenwesen als eine abergläubische Quelle verwirrender Verbrechen, die Liebe als pathologischen Zustand in der „Penthesilea“ oder als göttliche Sinnestäuschung im „Amphytryon“, das Gesetz des Staates als Ausgeburt der Unnatur im „Prinz von Homburg“. Das sind, nicht nur vom klassischen Standpunkt aus, suspekthe Themen; denn sie stellen die Illusion des Theaters zum ersten Male in Frage, indem sie die Illusion ironisch der Einbildungskraft des Wortes ausliefern. Sinnvoll ist diese ironische Verwendung des Theaters nur in bezug auf Kleists Leidenschaft für die Menschheit, der er mehr zutraut als allen Systemen und Institutionen, die die Menschheit zu ihrer Sicherung erfunden hat, selbst der Theater-Institution. Das Paradox scheint seinen eigentlichen Grund in der wahren Aufklärung der Menschheit über sich selbst zu haben. In dem Aufsatz „Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ steht das erhellende Wort: „Ich pflege dann gewöhnlich ins Licht zu sehen, als in den hellsten Punkt, bei dem Bestreben, in welchem mein innerstes Wesen begriffen ist, sich aufzuklären.“ In der „Penthesilea“ heißt es: „Es ist die Welt noch, die gebrechliche, / Auf die nur fern die Götter niederschaun“³⁰⁾. Es gibt für Kleist keine andere Selbsterhebung des Menschen im Sinne einer wahren Aufklärung als an der Gebrechlichkeit dieser Welt.

³⁰⁾ Penthesilea V. 2854/55.

Durch dies dramatische Paradox ist es Kleist gelungen, nach Lessing, Goethe und Schiller noch eine neue Möglichkeit des Dramas zu erfinden. Im klassischen Theater wurde die Fabel, die Handlung und ihre Bedeutung aus dem Charakter entwickelt. Menschliche Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit wurde in der Thematik, in der Motivation, in der Sprache zum Bühnengesetz. Kleist aber erhebt die Unwahrscheinlichkeit zum Kriterium seiner paradoxen Handlungen, die Unberechenbarkeit zum Kriterium des Charakters, die Zufälle zum Kriterium des Schicksals. Aus solchem Stoffe lassen sich keine Tragödien mehr formen, höchstens noch die tragische Parodie der „Familie Schroffenstein“ oder die tragische Verstiegenheit der „Penthesilea“. Deshalb leistet Kleist sein Bestes in der geistreichen Komödie oder in der dramatischen Kritik an der Erkenntnis. Wer durch das geistreiche Paradox die Verbindlichkeit des Handelns in Frage stellt, kann auch tragische Lösungen nicht mehr als notwendig ansehen. Oder auch: die Tendenz zur endgültigen Aufklärung der Menschheit, die im geistreichen Paradox angelegt ist, kann die sogenannten tragischen Konflikte nur noch als Verirrungen oder gräßliche Zufälle ansehen.

Unversehens schlägt sich damit ein Bogen vom Kleistschen Paradox zu den dramatischen Paradoxien in der Moderne, zu Brechts paradoxer Kreidekreis-Veränderung oder zu seiner paradoxen Situation des guten Menschen von Sezuan; aber auch zu Frischs Paradox vom andorranischen Juden, der kein Jude ist und doch dem andorranischen Antisemitismus aus zweiter Hand erliegt: selbst noch zu den paradoxen Parodien Dürrenmatts. Damit wird ein neuer Anwendungsbereich des dramatischen Paradox in einem gesellschaftskritischen Sinne sichtbar. In bezug auf die hier angewendete Methode, literarische Formen auf literarische Redefiguren zurückzuführen, heißt das aber, daß man vor den künstlichen Grenzen, die um das einzelne Werk und die einzelne Epoche aufgerichtet worden sind, nicht mehr Halt zu machen braucht, sondern zu einer progressiven Literaturbetrachtung durch die Zeiten und Länder hin aufbrechen kann, indem sich das Geschichtlich-Einmalige auf den Horizont der Erkenntnis-Möglichkeit durch die Sprache und ihre Figuren projizieren läßt.

Die Idee des Übermenschen in Dostojewskijs Legende vom Großinquisitor

Die Legende vom Großinquisitor¹⁾, die Dostojewskij selbst für einen Höhepunkt seines Schaffens hielt, ist eine nur wenig mehr als 20 Druckseiten umfassende Dichtung innerhalb der „Brüder Karamazov“, selbständig zwar aber doch in bedeutsamem Zusammenhang stehend mit dem Gesamtwerk dieses letzten großen Romans des Dichters. Ivan Karamazov hat diese Legende ersonnen und erzählt sie seinem Bruder Alëša. Sie stellt einen Teil seiner Empörung gegen Gott dar, einer Empörung, die mit einer Ablehnung der Nächstenliebe beginnt, die auffallend mit Nietzsche übereinstimmt: „Die Nächsten kann man meiner Meinung nach unmöglich lieben, allenfalls die Fernsten“²⁾, sagt Ivan Karamazov, und Zarathustra sagt: „Rate ich euch zur Nächstenliebe? Lieber noch rate ich euch zur Nächsten-Flucht und zur Fernsten-Liebe!“³⁾. Ein Atheist also, richtiger ein Empörer gegen Gott, der fast mit den gleichen Worten wie Nietzsches Zarathustra die Nächstenliebe ablehnt und nur die Fernstenliebe gelten läßt, ist Verfasser dieser Legende.

Und ihr Inhalt? Sie wiederholt Ereignisse aus der Lebens- und Leidensgeschichte Christi in einer späten christlichen Zeit. Es ist die schrecklichste Zeit der spanischen Inquisition, die Zeit der Ketzerverbrennungen, der prunkvollen Autodafés. Wieder wandelt Christus auf Erden, diesmal durch die Straßen Sevillas. Das Volk erkennt ihn, drängt sich zu ihm. Die Sonne seiner Liebe läßt es vor Gegenliebe erzittern. Wieder heilt er, erweckt er zu neuem Leben. Das Volk schreit und schluchzt. Wieder wird er vor seinen Richter gestellt. Der Kardinal-Großinquisitor läßt ihn gefangennehmen. Wieder läßt das Volk ihn im Stich. Es weicht scheu zurück. Es beugt sich wie ein Mann vor dem Großinquisitor. In der glühenden, atemlosen Nacht, die darauf folgt, sucht der Großinquisitor seinen Gefangenen im Kerker auf und stellt ihn zur Rede: „Warum bist Du gekommen, uns zu stören?“ Er kündigt Christus an, daß er ihn morgen als schlimmsten der Ketzer verbrennen lassen werde, und bekennt ihm, daß er gegen ihn und mit dem Satan ist.

Die Begründung folgt der Erzählung von den drei Versuchungen Christi in der Wüste nach dem 4. Kapitel des Matthäus-Evangeliums. Die Ratschläge, die der Versucher damals in der Wüste Christus gab und die dieser zurückwies, habe die Kirche nachträglich aus liebevollem Verständnis für die Schwäche der Menschen angenommen. Der Teufel bot Christus das irdische Brot an. Er lehnte es ab, weil er die freie Liebe der Menschen wollte. Der Teufel bot ihm das

1) Antrittsvorlesung, gehalten am 11. 12. 1962.

2) Brat'ja Karamazovy I, 361 (LADYŽNIKOV), Berlin 1919.

3) Also sprach Zarathustra. S. 88 (NAUMANN), Leipzig 1900.

Wunder an. Er lehnte ab, weil er den freien Glauben der Menschen wollte. Der Teufel bot ihm alle Reiche der Welt an. Er lehnte ab, weil er die freie Nachfolge der Menschen wollte. Die Kirche habe vom Satan angenommen, was Christus in Verkennung der menschlichen Schwäche zurückgewiesen habe. Sie werde ihr Werk vollenden, indem sie Millionen schwacher Menschen die Last der Freiheit abnehme und sie im Namen Christi belüge, um ihnen auf Erden das bescheidene Glück zu geben, dessen allein sie in ihrer Schwäche fähig seien.

Der Großinquisitor, der unverkennbar die Züge eines Kaiphas aber auch diejenigen eines Judas trägt, wartet auf eine Antwort. Aber wieder schweigt der Heiland vor seinem Richter. Er küßt ihn auf seine blutleeren neunzigjährigen Lippen. Das ist seine ganze Antwort. Der greise Inquisitor öffnet die Tür des Kerkers und sagt: „Geh und komm niemals wieder!“

Der überreiche und zugleich rätselvolle Gehalt dieses „unsinnigen Poems eines unsinnigen Studenten“⁴⁾, wie sein Verfasser Ivan Karamazov es nennt, wirkt erregend auf die meisten Leser. Dostojewskij selbst schildert die Wirkung auf Alëša als „außergewöhnliche Erregung“. Er habe den Bruder mehrmals unterbrechen wollen, sich aber offenbar bezwungen und dann plötzlich losgelegt, wie einer, der sich losgerissen hat⁵⁾. Man fühlt sich gedrängt, Stellung zu nehmen, und spürt zugleich, daß das gar nicht so leicht ist. Hat man einen Gipfel erklommen, von dem man das Ganze zu überblicken hoffte, so sieht man, daß dahinter neue gewaltigere Gipfel aufragen.

Schon der Angriff auf den römischen Katholizismus, um mit dem Vordergründigsten zu beginnen, wie hat er zur Auseinandersetzung herausgefordert! Alle möglichen Stellungnahmen von Theologen verschiedener Konfessionen liegen dazu vor. Sie reichen von der Tendenz, diesem Angriff die Spitze gegen Rom zu nehmen, ihn zu einem Angriff gegen jede institutionelle Kirchlichkeit schlechthin ohne Ansehen der Konfession umzudeuten — eine Meinung, die man nur vertreten kann, wenn man den Publizisten Dostojewskij ignoriert — bis zur Einschätzung als denkbar schärfster, als ungeheuerlicher Angriff auf die römisch-katholische Kirche, als den Gipfel des mehr als ein Jahrtausend währenden Ideenkampfes der östlichen Christenheit gegen Rom⁶⁾.

Aber — darin sind sich alle einig — der Sinn der Legende erschöpft sich nicht in diesem Angriff gegen Rom. Das merkte schon Alëša: „Dein Poem ist ein Lobpreis Jesu und keine Schmähung . . . wie du es wolltest. Und wer wird dir das von der Freiheit glauben? Muß man sie denn so auffassen? Ist das denn die Auffassung der Orthodoxie?“⁷⁾. Eine falsche Auffassung von der Freiheit also! Damit beginnt Alëšas Kritik. Unter den Interpreten der Legende

4) a. a. O., I 402.

5) a. a. O., I 398.

6) WLADIMIR SZYLKARSKI, Solowjew und Dostojewskij. Kleine Schriften aus der Sammlung Deus et anima. Erste Schriftenreihe Heft 2, S. 19. Bonn 1948.

7) a. a. O., I 398.

herrscht die Ansicht vor, daß die Idee der Freiheit die zentrale Idee der Legende sei. So sagt WALTHER REHM: „Nicht die Idee der Herrschaft und Herrschaftsform der Kirche, die sich von ihrem Stifter und damit von Gott getrennt und sich dem Antichristen verschrieben hat, ist die eigentliche Mitte der Legende, sondern die ‘Freiheit’, jene Freiheit des Glaubens, die der christliche Mensch von Christus erhalten hat — als ein negatives Geschenk, als eine peinigende Last und Folter, so sagt der Großinquisitor“⁸⁾. Es handelt sich um die Idee der unbedingten Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Christus den Menschen schenkt, und der Ablehnung und Knechtung dieser Freiheit durch den Großinquisitor. So wird meist geurteilt. Ich glaube aber, daß sich der Ideengehalt der Legende auch hierin nicht erschöpft. Auch dieser Gipfel wird von einem höheren überragt.

Alëšas Kritik an dieser Freiheit gibt uns den ersten Hinweis. Wir lernen in der Legende in Wirklichkeit die Freiheit, die Christus den Menschen schenkt, gar nicht kennen. Christus schweigt von Anfang bis Ende und, was er tut, spricht nur von Liebe. Wir lernen aber die Idee der Freiheit kennen, die der Großinquisitor Christus unterschiebt. Diese Auffassung von Freiheit ist eine Ausgeburt der Selbstherrlichkeit und des Stolzes des Großinquisitors. Dieser hohe, aufrechte neunzigjährige Greis, aus dessen Augen Funken sprühen, kann die Liebe Christi entbehren und konnte es immer. Aber er kann seine Idee nicht entbehren. „Der Kuß brennt ihm auf dem Herzen, aber der Alte bleibt bei seiner früheren Idee“⁹⁾. So endet das Poem.

Was ist das für eine Idee? Es ist die Idee vom Übermenschen und vom Massenmenschen, die durch eine scharfe, unüberbrückbare Kluft voneinander geschieden sind. Das ist logisch und psychologisch die übergeordnete, die primäre Idee des Großinquisitors. Die Idee der Freiheit ist ihr logisch untergeordnet. Denn die Freiheit wird nicht an sich, absolut bejaht oder verneint, sondern bejaht oder verneint, je nachdem, ob sie der Übermensch oder der Massenmensch für sich in Anspruch nimmt. Psychologisch ist die Idee der Freiheit sekundär gegenüber der Idee des Übermenschen. Denn nach Auffassung des Großinquisitors ist Freiheit nichts anderes als die Fähigkeit, aus eigenem Willen Übermenschliches zu vollbringen, z. B. Jahrzehnte in nackten Wüsten auszuhalten und von Heuschrecken und Wurzeln zu leben. Die, die das taten, nennt er „Kinder der Freiheit“¹⁰⁾. Aber auch diejenigen, die, wie er selbst, die Wüste verließen und den vom schrecklichen Geist des Todes und der Vernichtung gewiesenen Weg gehen, indem sie in furchtbarem Betrug die Menschheit im Namen Christi dem Tode und der Vernichtung entgegenführen, vollbringen Übermenschliches. Auch sie sind frei in den Augen des Großinquisitors. Er spricht ausdrücklich davon, daß sie ihre freie Fahne gegen

⁸⁾ WALTHER REHM, *Experimentum medietatis. Studien zur Geistes- und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts.* S. 77. München 1947.

⁹⁾ a. a. O., I 402.

¹⁰⁾ a. a. O., I 393.

Christus erheben¹¹⁾). Die Massenmenschen dagegen sind immer unfrei, und die Tatsache, daß sie geborene Empörer sind, unterstreicht nur noch ihre Unfreiheit. Psychologisch ist das Verhältnis von Freiheitsidee und Übermensch-Idee in der Seele des Großinquisitors wohl so zu deuten: Seine Selbstherrlichkeit und sein Stolz lassen ihn ein Bild vom Übermenschen nach seinem eigenen Bilde formen, wobei er, wie wir noch sehen werden, gewisse biblische Anregungen verwertet, und danach wiederum formt er seine Freiheitsidee.

In der Dostojewskij-Literatur sind Hinweise darauf, daß in der Legende vom Großinquisitor die Idee vom Übermenschen enthalten ist, recht selten. Das ist um so auffallender, als längst beobachtet wurde, daß diese Idee in den „Brüdern Karamazov“ im allgemeinen und in der Gedankenwelt Ivan Karamazovs im besonderen eine bedeutende Rolle spielt. In der Begegnung Ivan Karamazovs mit dem Teufel, einem Kapitel, das besonders enge Beziehungen zur Legende vom Großinquisitor hat, wird die Idee des Übermenschen entwickelt. Der Übermensch erscheint hier unter der Bezeichnung „Mensch-Gott“¹²⁾ als Konsequenz einer Zerstörung der Gottes-Idee. Die Abwendung von Gott werde eine bedingungslose Hinwendung zum irdischen Glück zur Folge haben. Der Mensch werde erhöht werden durch den Geist göttlichen, titanischen Stolzes. Der Stolz ist hier wie auch an andern Stellen in Dostojewskijs Werk die Haupteigenschaft des Übermenschen. Er werde die Natur durch seinen Willen und seine Wissenschaft besiegen, und die Wonne, die dieser stolze Sieg über die Natur ihm fortwährend bereiten werde, werde ihm alle früheren Hoffnungen auf himmlische Seligkeiten ersetzen. Stolz werde seine Haltung zum Tode bestimmen. Der Mensch-Gott werde sich leichten Herzens über alle sittlichen Schranken des früheren knechtischen Menschen hinwegsetzen. Für einen Gott gebe es kein Gesetz. Das sind Gedanken Ivan Karamazovs, des Verfassers der Legende vom Großinquisitor, an die der Teufel ihn erinnert.

Das Bild vom Übermenschen ist hier offen antichristlich. Das kommt schon rein sprachlich zum Ausdruck. Die Bezeichnung *Mensch-Gott* (čeloveko-bog) ist aus einer Umstellung der Kompositionsglieder des Kompositums *Gott-Mensch* (bogo-čelovek) entstanden, so wie der Idee nach der Übermensch, der Mensch-Gott, eine Antithese zum Gott-Menschen Christus ist. Der Übermensch-Idee Ivan Karamazovs am ähnlichsten ist diejenige Kirillovs in den „Dämonen“. Kirillov verwendet den Ausdruck *Mensch-Gott* in der Bedeutung „Übermensch“ im Gespräch mit Stavrogin ausdrücklich als Antithese zum Gottmenschen Christus.

„Wer lehren wird, daß alle gut sind, der wird die Welt vollenden.'
'Den, der das gelehrt hat, hat man gekreuzigt.'
'Er wird wiederkommen, und sein Name wird Menschgott sein.'
'Gottmensch?'
'Menschgott. Darin liegt ein Unterschied.'“¹³⁾

¹¹⁾ a. a. O., I 395.

¹²⁾ a. a. O., II 432.

¹³⁾ Besy I. 295 f. (LADYŽNIKOV), Berlin 1921.

In der Legende vom Großinquisitor erscheint die Idee des Übermenschen im tarnenden Gewande einer christlichen Terminologie und ist schon deswegen schwerer erkennbar. Dennoch ist ihr Vorhandensein in der Legende gelegentlich beobachtet worden. Einige Ausleger wenden in ihrer Interpretation den Ausdruck *Mensch-Gott* auf den Großinquisitor an, indem sie die erwähnte Antithese zum Gottmenschen Christus aus den „Dämonen“ übernehmen. In die gleiche Richtung weisen einige Anspielungen auf Nietzsche in den Interpretationen der Legende. So spricht z. B. REHM von der Diktatur der „Führertiere“ im Sinne Nietzsches über die „Herdenmenschen“¹⁴⁾.

Noch deutlicher weist REINHARD LAUTH auf die Idee des Übermenschen in der Legende hin. Der Großinquisitor kombiniert nach LAUTH die Übermensch-Idee mit der Idee der Diktatur. Sein Reich werde ein Reich für alle Menschen sein „den Übermenschen zur Herrschaft, den Kleinen zum glücklichen Dasein der Herdentiere“¹⁵⁾.

SZYŁKARSKI macht die Beobachtung, daß der Großinquisitor das zukünftige Glück der nach seinem Programm geführten Massenmenschen mit Strichen zeichnet, die den Zügen auffallend ähnlich sind, die Nietzsche im „Zarathustra“ für das Bild des „letzten Menschen“ verwertet¹⁶⁾. SZYŁKARSKI zeigt das nicht im einzelnen auf. Gestatten Sie mir, das nachzuholen und den Vergleich durchzuführen.

Als Zarathustra den Übermenschen zu verkündigen beginnt, wird er vom Volke nicht verstanden und verlacht. Darauf sagt er: „So will ich ihnen vom Verächtlichsten sprechen: das aber ist der letzte Mensch“¹⁷⁾. Dostojewskij kommentiert selbst die Einstellung des Großinquisitors als unverhüllte Menschheitsverachtung¹⁸⁾. Die Massenmenschen sind ihm jämmerliche Geschöpfe, schwach, gemein, lasterhaft. Sie sind zahllos wie der Sand am Meer. Zarathustra nennt ihr Geschlecht „unaustilgbar wie der Erdfloh“¹⁹⁾. Diesen Verächtlichen ist der höchste Wert das Glück, ein Glück, das um die Preisgabe von Freiheit, Wahrheit und Persönlichkeit erkaufte wird. Es ist ein Behagen, das jede Lebenshärte scheut. „Wir haben das Glück erfunden, — sagen die letzten Menschen und blinzeln. Sie haben die Gegenden verlassen, wo es hart war zu leben: denn man braucht Wärme“²⁰⁾. Ein solches Glück — er nennt es verächtlich „Kinder-glück“²¹⁾ — will der Großinquisitor den Massenmenschen verschaffen, indem er ihnen die Last der Freiheit und der Gewissensentscheidung abnimmt, ihre Lebensführung in Arbeit und Erholung organisiert und sie in den letzten Dingen im Namen Christi belügt.

¹⁴⁾ a. a. O., 82.

¹⁵⁾ REINHARD LAUTH, Die Philosophie Dostojewskis. S. 306. München 1950.

¹⁶⁾ Vgl. Anm. 6. a. a. O., 18.

¹⁷⁾ a. a. O., 19.

¹⁸⁾ F. M. Dostojewski, Die Urgestalt der Brüder Karamasoff. Dostojewskis Quellen, Entwürfe und Fragmente. Erläutert von W. KOMAROWITSCH. S. 541. München 1928.

¹⁹⁾ a. a. O., 19.

²⁰⁾ a. a. O., 20.

Als Zarathustra den Übermenschen zu verkündigen begann, beschwor er die Menschen: „Bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden! Giftmischer sind es, ob sie es wissen oder nicht“²¹⁾. Aber der letzte Mensch will dieses Gift. Denn zu seiner Art Glück gehört auch die leichte Sterbestunde. „Ein wenig Gift ab und zu: das macht angenehme Träume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben“²²⁾. Ganz im gleichen Sinne ist auch dem Großinquisitor die Verheißung himmlischen Lohnes eine *pia fraus*, um den erbärmlichen Massenmenschen das Sterben zu erleichtern: „Still werden sie sterben, still in Deinem Namen verlöschen und jenseits des Grabes nur den Tod finden. Wir aber werden das Geheimnis hüten und sie zu ihrem Glück mit dem ewigen himmlischen Lohne locken“²³⁾.

Am auffallendsten aber ist die Übereinstimmung in der Entscheidung, mit der der Massenmensch sein ihm gemäßes erbärmliches Glück allem Höheren vorzieht: „Gib uns diesen letzten Menschen, oh Zarathustra — so riefen sie —, mache uns zu diesen letzten Menschen! So schenken wir dir den Übermenschen!“²⁴⁾. Die ganze Rede des Großinquisitors ist ein einziger Vorwurf an Christus, daß er die Grundeigenschaft des Massenmenschen verkannt habe, seine Unfähigkeit, dem ihm gemäßten erbärmlichen Glück höhere Güter vorzuziehen. Er ist unfähig, dem irdischen Brot das himmlische vorzuziehen, er ist unfähig, der Knechtschaft des Großinquisitors die Freiheit Christi vorzuziehen, er ist unfähig, dem Glauben an Wunder den Glauben an Gott vorzuziehen.

In der Tat sind die Bilder des letzten Menschen in Nietzsches „Zarathustra“ und des Massenmenschen in Dostojewskijs „Großinquisitor“ einander auffallend ähnlich. Nun ist aber das Bild des letzten Menschen im „Zarathustra“ nur das negative Gegenbild zum positiven Bild des Übermenschen. Das legt immerhin die Vermutung nahe, daß auch in der Legende vom Großinquisitor das Bild vom Massenmenschen als Gegenbild zum Bild des Übermenschen zu verstehen ist.

Dem Massenmenschen stellt der Großinquisitor eine Kategorie von Menschen gegenüber, für die all das Negative nicht gilt, das den Massenmenschen kennzeichnet. Es sind die „Auserwählten“. Wir würden zunächst alles andere annehmen, als daß sich hinter diesem aus den Evangelien entnommenen Ausdruck die Idee des Übermenschen verbergen sollte. Die Vorstellungen, die wir heute im allgemeinen mit dem Begriff „Übermensch“ verbinden, sind im wesentlichen durch Nietzsche geprägt. So ist uns heute die Idee des Übermenschen meist nur in ihrer antichristlichen Ausprägung geläufig. Geistesgeschichtlich ist aber diese antichristliche Ausprägung der Idee etwas Spätes. ERNST BENZ hat gezeigt, daß der Begriff des Übermenschen keine genuin antichristliche, sondern eine genuin christ-

²¹⁾ a. a. O., 13.

²²⁾ a. a. O., 20.

²³⁾ a. a. O., 397.

²⁴⁾ a. a. O., 21.

liche Prägung ist²⁵⁾. Er verfolgt die Entwicklung dieses Begriffs von den neutestamentlichen Ansätzen über die altchristliche Anthropologie und die mittelalterliche Mystik bis zur pietistischen Erbauungsliteratur und schließlich seine späte antichristliche Ausprägung von Jean Paul bis Nietzsche. In der christlichen Mystik wurde der Begriff des Übermenschen nicht nur auf Christus, sondern auch auf den christlichen Charismatiker, den Heiligen, angewandt. BENZ weist schließlich darauf hin, daß sich in der russischen Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert eine Rückkehr zum christlich-charismatischen Verständnis des Übermenschen bemerkbar macht und zwar bei dem Religionsphilosophen Vladimir Solovëv und, wie er hinzufügt, „im Bereich der Literatur bei Dostojewskij“²⁶⁾. LUDOLF MÜLLER behandelt die kritische Auseinandersetzung Solovëvs mit Nietzsches Idee des Übermenschen²⁷⁾. Solovëv lehnt nicht die Übermensch-Idee als solche ab, sondern stellt Nietzsches Bild des antichristlichen Übermenschen ein christliches Bild vom Übermenschen entgegen.

Nun, Dostojewskij konnte sich nicht wie später Solovëv mit Nietzsches Bild des Übermenschen auseinandersetzen. Denn der erste Teil des „Zarathustra“ erschien 1883 und Dostojewskij starb 1881. Dostojewskij schöpft aus anderen Quellen, verwertet andere Anregungen, deren Aufdeckung wir namentlich ČYŽEVSKYJ verdanken²⁸⁾. Besonders wichtig waren, wie ČYŽEVSKYJ gezeigt hat, die philosophischen Anregungen Strachovs, der „am Anfang der 60er Jahre die Ideen Nietzsches aus dem Ende der 80er Jahre vorhergesagt“²⁹⁾ hat. Seinerseits hatte Strachov die Idee des Übermenschen bei den Linkshegelianern angetroffen. Dostojewskij, so drückt es ČYŽEVSKYJ aus, „schaltet die Problematik Strachovs aus der Ebene des theoretischen Philosophierens in die religiös-ethische Ebene um“³⁰⁾. Er besaß eine ungewöhnliche Fähigkeit, eine Idee in ihrer ganzen Tiefe auszuloten, in ihrer ganzen Weite zu umspannen, alle ihr immanenten Aspekte und Ausprägungsmöglichkeiten zu erfassen, sich allen ihren möglichen Konsequenzen zu stellen. Die atheistisch-antichristliche Ausprägung der Idee des Übermenschen hat er in einigen ihrer wesentlichen Aspekte wohl tiefer noch durchlitten als Nietzsche. Man vergleiche etwa Kirillovs Gedanken über den Selbstmord mit dem Kapitel „Vom freien Tode“ im „Zarathustra“! Frappierend bleibt aber immer der Grad der Übereinstimmung. Thomas Mann erklärt diese Übereinstimmung im Falle der Übermensch-Idee

²⁵⁾ ERNST BENZ, Das Bild des Übermenschen in der europäischen Geistesgeschichte. In: Der Übermensch, eine Diskussion, herausgegeben v. ERNST BENZ. S. 26. Zürich 1961.

²⁶⁾ a. a. O., 147.

²⁷⁾ LUDOLF MÜLLER, Das Bild des Übermenschen in der Philosophie Solovëvs, in: Der Übermensch. a. a. O., 165 ff. Vgl. Anm. 25.

²⁸⁾ DMITRIJ TŠIŽEWSKIJ, Dostojewskij und Nietzsche, Die Lehre von der ewigen Wiederkunft. Kleine Schriften aus der Sammlung Deus et anima. Erste Schriftenreihe Heft 6. — Ders.: Schiller und die „Brüder Karamazov“. Zeitschrift für slavische Philologie VI, 1929. S. 1 ff.

²⁹⁾ Dostojewskij und Nietzsche. a. a. O., 12.

³⁰⁾ Dostojewskij und Nietzsche. a. a. O., 13 f.

als „geistesbrüderliche Koinzidenz“ und überläßt den Fall den Literaturhistorikern zur Prüfung³¹⁾. Nun, man hat ziemlich sicher festgestellt, was Nietzsche von Dostojewskij in französischen Übersetzungen gelesen hat und was er an Dostojewskij bewunderte³²⁾. Aber für unsern Fall ist nichts Greifbares herausgekommen. Es bleibt bei der „geistesbrüderlichen Koinzidenz“, wobei wir die Erklärung Thomas Manns dahingestellt sein lassen, daß die Gemeinsamkeit der schöpferischen Krankheit in den genialen Geistern des Epileptikers Dostojewskij und des Paralytikers Nietzsche gewisse gemeinsame Voraussetzungen für eine bestimmte gemeinsame Geistigkeit geschaffen habe. Jedenfalls hat die „geistesbrüderliche Koinzidenz“ ihre Grenzen. Nietzsche erliegt der Faszination seiner Idee des Übermenschen, Dostojewskij nicht. Nietzsche verkündigt den Übermenschen, Dostojewskij entlarvt ihn.

Aus all diesen Gründen dürfen wir sicher voraussetzen, daß Dostojewskij den ihm in seiner Zeit entgegentretenden antichristlichen Aspekt der Idee des Übermenschen nicht einfach hinnahm, ohne sich die Frage zu stellen, die später lange nach seinem Tode sein um 32 Jahre jüngerer Freund Vladimir Solovëv in der Auseinandersetzung mit Nietzsche stellte und bejahte, die Frage nach der Möglichkeit einer christlichen Ausprägung der Idee des Übermenschen oder, wenn man will, ihrer Rückführung ins Christliche. Daß Dostojewskij diese Frage bei der Arbeit an den „Brüdern Karamazov“ beschäftigte, zeigt sich besonders deutlich an einer Stelle, wo Dmitrij Karamazov schwankt, ob er Ivan den „höheren Menschen“ nennen soll oder Alëša: „Wenn ich auch sage, daß Ivan der höhere Mensch über uns ist, so bist du doch mein Cherub . . . Vielleicht bist aber gerade du der höhere Mensch und nicht Ivan“³³⁾.

Was hat dies Schwanken zu bedeuten? Ich glaube, es spiegelt des Dichters eigenes Ringen in dieser Frage. Es war für Dostojewskij nicht so einfach wie für Solovëv, die Übermensch-Idee ins Christliche zu transponieren. Dostojewskij war nicht wie Solovëv davon überzeugt, daß der christliche Weg zum Übermenschen „ein zuverlässiger und schöner Höhenweg“³⁴⁾ sei, und daß es jedem freistehe, diesen Weg zu wählen. Sicher konnte es für Dostojewskij nicht fraglich sein, wer das höhere Menschtum verkörpere, der Atheist Ivan Karamazov, der eingestandenermaßen die Hölle in seiner Brust nur auf Grund seiner Karamazovschen Niedertracht ertragen konnte³⁵⁾, oder die reinen charismatischen Gestalten. Den Heiligen empfindet nach

31) THOMAS MANN, Dostojewski mit Maßen. Einleitung zu einem amerikanischen Auswahlbande Dostojewskischer Erzählungen. Die Fähre. 2. Jahrgang, 1947. S. 522.

32) Neuerdings hat darüber gehandelt: WOLFGANG GESEMANN. Nietzsches Verhältnis zu Dostoevskij auf dem europäischen Hintergrund der 80er Jahre. Die Welt der Slaven VI, 1961, 129 ff.

33) a. a. O., II 349.

34) Zitiert aus dem Aufsatz „Die Idee des Übermenschen“. 1899 nach der Übersetzung von LUDOLF MÜLLER, Wladimir Solowjew, Übermensch und Antichrist. S. 75. Freiburg im Breisgau 1958.

35) a. a. O., I 402 f.

Dostojewskij das Volk als den „höheren Menschen“. Einen Herzensgedanken des einfachen Volkes faßt der Dichter in die Worte: „Gibt es unter uns auch Sünde, Unrecht und Anfechtung, gleichviel, es gibt doch auf Erden hier und dort einen Heiligen, Höheren, bei ihm ist Wahrheit und Recht“³⁶⁾. Aber Dostojewskij konnte dabei nicht stehenbleiben. Daß andere, daß das Volk den Heiligen als „höheren Menschen“ empfindet, daß er selbst, der Dichter, im Heiligen die Verkörperung wahren Übermenschentums erlebte und gestaltete, war noch keine volle Antwort auf die Frage nach der Idee des christlichen Übermenschen. Der Psychologe Dostojewskij mußte sich die Frage so stellen: Wie sieht es in einem solchen charismatischen Menschen aus, wenn er bewußt den Weg zum Übermenschentum einschlägt? Was ist das Schicksal einer christlichen Seele, die sich von der Idee des Übermenschen leiten läßt? Daß die Legende vom Großinquisitor eine Antwort auf diese Frage ist, möchte ich darlegen. Lassen Sie mich aber zuvor noch einen Augenblick bei der Persönlichkeit des Dichters verweilen, damit ich meine Behauptung begründen kann, daß dieser Dichter sich die Frage nach dem christlichen Übermenschen gerade so stellen mußte.

Man hat Dostojewskijs große Romane seiner zweiten Schaffensperiode nach der Rückkehr aus Sibirien als philosophische Romane bezeichnet. Ihr eigentlicher Gegenstand sind Ideen und ihre Auseinandersetzungen. Den Ausdruck Idee verwendet Dostojewskij selbst immer wieder. Was ist nun eine Idee im Sinne Dostojewskijs? Es ist ein Leitbild zur Lösung der großen Lebensrätsel, also ein objektives meist recht komplexes geistiges Gebilde, das meist eine theoretische und eine praktische Seite hat. Man würde das Wesen dieser Ideen verkennen, wenn man glaubte, sie als rein abstrakte Gebilde von ihren Trägern, den Personen, die sie vertreten, loslösen zu können. Denn, was den Dichter an den Ideen interessiert, sind gerade deren psychische und praktische Auswirkungen. Es sind gelebte Ideen. Die Personen Dostojewskijs behandeln ihre Ideen nicht als unverbindliche Beschäftigung des Geistes, mit der das Leben nichts zu tun hat. — Eine solche Einstellung war einer der Züge am europäischen Geistesleben, die Dostojewskij tief verhaßt waren. — Sie machen ernst mit ihren Ideen. Ihre Ideen bestimmen ihr Schicksal, ihr seelisches und ihr äußeres Schicksal. Deshalb stößt die Frage nach den Ideen in Dostojewskijs Werk auch zum Kern der dichterischen Substanz vor, vorausgesetzt, daß sie richtig gestellt wird. Die Ideen der Menschen Dostojewskijs dürfen nicht als bloß gedachte, sondern sie müssen als gelebte Ideen verstanden werden. Zu ihrer Erfassung müssen wir das Schicksal ihrer Träger wesentlich mit einbeziehen. Denn nicht die Menschen besitzen die Ideen, sondern sie sind von ihnen besessen. Die Ideen sind objektive Mächte, die ihr eigentliches von ihren Trägern oft verkanntes Wesen an diesen selbst offenbaren, oft gegen deren Willen und in einer ganz unerwarteten Weise. Deshalb liefern die entscheidenden Wendepunkte im Leben Dostojew-

³⁶⁾ a. a. O., II 349.

skijscher Menschen uns oft erst den Schlüssel zum vollen Verständnis ihrer Ideen.

Was Dostojewskij, der die Ideen als Psychologe entdeckte, den zunächst und vor allem ihre Auswirkungen auf Seele und Schicksal des Menschen interessierten, unter einer Idee verstand, sieht man sehr deutlich in Alëšas Kritik an der Legende und in Ivans Entgegnung darauf. Alëša sagt rund heraus: „Solch eine phantastische Person wie deinen Inquisitor kann es gar nicht geben“³⁷⁾. Das Streben der Jesuiten und Inquisitoren sei ein ganz gewöhnliches Streben nach Macht, nach schmutzigen irdischen Gütern, nach Knechtung in der Art einer zukünftigen Leibeigenschaft, bei der sie die Gutsherren sind. Als Entgegnung umreißt Ivan noch einmal Idee und Schicksal des Großinquisitors mit noch größerer Beredsamkeit und spricht dann den Satz aus, der für Dostojewskijs Glauben an die Macht der Ideen so bezeichnend ist: „Ein einziger derartiger Mensch an der Spitze würde genügen, um dem ganzen römischen Werke mit allen seinen Heeren und Jesuiten endlich eine echte leitende Idee, die höchste Idee des ganzen Werkes, zu geben“³⁸⁾.

Kehren wir nun zu dieser Idee zurück! Wir hatten sie gekennzeichnet als Idee vom Übermenschen und vom Massenmenschen und gesehen, daß sie in christlichem Gewande auftritt. Wir hatten dann die Vermutung zu begründen versucht, daß Dostojewskij sich die Frage stellen mußte, ob der Christ den Weg des Übermenschen gehen kann, und wollen nun sehen, wie die Legende dieses Thema behandelt.

Die aufschlußreichste Stelle, an der von den Auserwählten die Rede ist, hat folgenden Wortlaut: „Dein großer Prophet sagt in Vision und Allegorie, daß er alle Teilnehmer an der ersten Auferstehung gesehen hätte, und daß es aus jedem Stamme zwölftausend gewesen wären. Wenn aber ihrer nur so viele gewesen sind, so waren es gleichsam nicht Menschen, sondern Götter. Sie hatten Dein Kreuz ertragen, sie hatten Jahrzehnte in kargen und nackten Wüsten ausgehalten, von Heuschrecken und Wurzeln sich nährend, — und Du kannst voll Stolz auf diese Kinder der Freiheit, der Liebe in Freiheit, und der freien und herrlichen Aufopferung in Deinem Namen hinweisen; vergiß aber nicht, daß ihrer nur einige Tausend und nur Götter waren“³⁹⁾.

Der Passus enthält Anspielungen auf mehrere Stellen der Apokalypse. Von den Teilnehmern an der ersten Auferstehung heißt es Apokalypse 20, 6: „Selig und heilig, der da Teil hat an der ersten Auferstehung. Über diese hat der zweite Tod keine Gewalt: sie werden Priester Gottes und des Christus sein und mit ihm herrschen tausend Jahre.“

Die Worte des Großinquisitors, daß es aus jedem Stamm zwölftausend gewesen seien, beziehen sich auf Apokalypse 7, 2—8, wo davon die Rede ist, daß aus jedem der zwölf israelitischen Stämme

³⁷⁾ a. a. O., I 398.

³⁸⁾ a. a. O., I 401.

³⁹⁾ a. a. O., I 392 f.

je zwölftausend als Knechte Gottes auf der Stirn versiegelt wurden.

Von diesen $12 \times 12\,000 = 144\,000$ ist noch einmal die Rede Apokalypse 14, 1—5. Diese Stelle müssen wir besonders beachten. Denn sie stellt die wichtigste biblische Grundlage dar für das Übermenschbild des Großinquisitors: „Ich hatte ein Gesicht: siehe das Lamm stand auf dem Berge Sion und mit ihm hundertvierundvierzigtausend, die seinen Namen und den Namen seines Vaters geschrieben trugen auf ihrer Stirn. Und ich hörte eine Stimme vom Himmel wie das Rauschen großer Wasser und wie das Rollen gewaltigen Donnerns, und die Stimme, die ich hörte, war wie Spiel von Harfenspielern, und sie sangen vor dem Throne und vor den vier Tieren und den Ältesten ein neues Lied. Ihr Lied vermochte niemand zu lernen außer den hundertvierundvierzigtausend, die erkaufte sind von der Erde. Es sind die, die sich nicht befleckt haben mit Weibern; sie sind jungfräulich geblieben. Es sind die, die dem Lamm folgen, wohin es gehen mag. Sie sind erkaufte aus den Menschen als Erstlinge für Gott und das Lamm. Und in ihrem Munde ward keine Lüge gefunden. Sie sind ohne Fehl.“

Das sind die, die der Großinquisitor die Auserwählten, die Großen, die Starken, die Stolzen nennt. Die relativ geringe Zahl dieser Auserwählten ist nach Ansicht des Großinquisitors eine wesentliche Voraussetzung für ihre Seinserhöhung ins Übermenschliche. So erklärt sich der merkwürdige Satz: „Wenn aber ihrer nur so viele gewesen sind, so waren es gleichsam nicht Menschen, sondern Götter.“ Hier wendet der Großinquisitor das Wort *Götter* auf ein in der Nachfolge Christi erhöhtes und vollendetes Menschentum an. Dieser Wortgebrauch hat eine uralte christliche Tradition. Er begegnet uns, wie BENZ in der erwähnten Arbeit gezeigt hat, öfter in der christlichen Anthropologie der ersten Jahrhunderte. Er beruht hier auf einer falschen Auslegung des Wortes des 81. Psalms Vers 6: „Ich habe gesagt: Ihr seid Götter und Söhne des Höchsten allzumal. Ihr aber sterbet wie Menschen und fallet wie einer der Archonten.“ Das Wort *Götter* wird z. B. bei Clemens von Alexandrien auf die durch die Gnosis zur Vollendung gelangten Menschen angewandt, wobei das genannte Psalmwort teils direkt zitiert, teils darauf angespielt wird⁴⁰⁾.

Schon in der Apokalypse werden den Teilnehmern an der ersten Auferstehung diejenigen gegenübergestellt, die der Satan verführen wird, deren Zahl ist wie der Sand am Meer. Der Großinquisitor greift diese Wendung auf, gibt aber der zahlenmäßigen Ungleichheit der beiden Kategorien von Menschen eine ganz neue Bedeutung: „Sind Dir nur die Zehntausende der Großen und Starken lieb und sollen die übrigen Millionen der Schwachen, aber Dich Liebenden, die zahllos wie der Sand am Meer sind, nur den Großen und Starken als Material dienen?“⁴¹⁾. Das ist natürlich ein moderner Gedanke in modernem sprachlichen Gewande, der keine biblische Grundlage hat.

⁴⁰⁾ BENZ a. a. O., 41 f.

⁴¹⁾ a. a. O., I 388.

Es wird das moderne europäische Fremdwort *mater'jal* verwendet. Aber ohne weiteres verständlich ist dieser Gedanke doch nicht. Wieso soll es möglich sein, daß den wenigen Auserwählten, die in heroischer Nachfolge Christi Sein Kreuz tragen und sich in nackten Wüsten von Heuschrecken und Wurzeln nähren, daß diesen die große Masse der Schwachen, die dazu nicht fähig sind, als Material dienen? Beim Typ des politischen Übermenschen, wie ihn das 19. Jahrhundert besonders in Napoleon verkörpert sah, würde man es ohne weiteres verstehen, daß ihm die Massen der Schwachen als Material dienen. Aber der christliche Übermensch, so wie der Großinquisitor ihn versteht, bedarf doch der Schwachen überhaupt nicht, auch nicht als Material. Die Lösung des Rätsels ergibt sich aus einem tieferen Eindringen in die Dostojewskijsche Konzeption der Übermensch-Idee. In dem Roman „Schuld und Sühne“ setzt Raskolnikow seine Ansicht auseinander, daß die große Masse der Menschen auf Grund eines Naturgesetzes, rein biologisch, das Material sei für die Entstehung des Übermenschen. Er verwendet genau wie der Großinquisitor in diesem Zusammenhang das Wort *mater'jal*. Die große Masse, das Material, sei nur dazu auf der Welt, um schließlich auf Grund einer bestimmten Kräftezusammenfassung, auf Grund eines vorläufig noch unerklärlichen Prozesses vermittels irgendeiner Kreuzung von Gattungen und Spielarten im Endergebnis beispielsweise auf tausend Menschen auch nur einen einzigen einigermaßen selbständigen Menschen hervorzubringen. Damit geniale Menschen entstehen, brauche es Millionen gewöhnlicher Menschen⁴²⁾. Von diesem Gedanken aus ist es ohne weiteres verständlich, daß auch für den christlichen Übermenschen, für das religiöse Genie sozusagen, oder, um bei der Sprache des Großinquisitors zu bleiben, für die Großen und Starken in der Nachfolge Christi die Masse der Schwachen als Material dienen muß. Denn die Masse der Schwachen ist ja biologisch notwendig, um die wenigen Großen und Starken überhaupt entstehen zu lassen, und in diesem Sinne dient sie ihnen als Material.

Aber wir brauchen nicht einmal zu anderen Werken Dostojewskijs zu greifen. Der biologische Aspekt der Übermensch-Idee kommt auch in der Legende selbst zum Ausdruck. Die Massenmenschen werden als „nicht fertig gewordene, zum Hohne geschaffene Probewesen“⁴³⁾ bezeichnet. Wenn sie das sind, so eben deshalb, damit wenige Auserwählte das hohe Leitbild der Schöpfung verwirklichen können. Die Massenmenschen, sagt der Großinquisitor, würden endlich eingestehen, daß der, der sie zu Empörern geschaffen, sich über sie nur hatte lustig machen wollen. „Das werden sie in ihrer Verzweiflung auch aussprechen und ihre Rede wird eine Gotteslästerung sein“⁴⁴⁾. Wegen ihres Freiheitsdranges also in Verbindung mit der hoffnungslosen Unfähigkeit, mit der Freiheit etwas anzufangen, sind sie „zum Hohne geschaffene Probewesen“. Also das, was die Auserwählten auszeichnet, eben daß sie „Kinder der Freiheit“ sind, ist gewisser-

⁴²⁾ Prestuplenije i nakazanije (LADYŽNIKOV) 338 f. Berlin 1922.

⁴³⁾ a. a. O., I 400.

⁴⁴⁾ a. a. O., I 392.

maßen im Keime auch schon im Massenmenschen angelegt, aber eben so schwach, so von vornherein zum Versagen verurteilt, daß der Massenmensch nur ein Hohn ist auf das, was er sein sollte. Hier wird offenbar der Entwicklungsgedanke gegen den Schöpfungsgedanken ausgespielt. Das ethische Pathos, das die Übermensch-Idee dem Entwicklungsgedanken verleiht, wird dazu benutzt, den Schöpfungsgedanken ethisch zu entwerten. Der Großinquisitor nennt diesen Gedanken selbst eine Gotteslästerung, und es ist bezeichnend für die Verlogenheit seiner Dialektik, daß er diese seine eigene Gotteslästerung den schwachen Massenmenschen zuschiebt.

Wir können also sagen, daß die Idee des Großinquisitors vom Übermenschen zwar auf christlichem Boden erwachsen ist, daß sie sich zum Teil auf biblische Grundlagen beruft und weitgehend in einem sprachlichen Gewande auftritt, das aus der Bibel entlehnt ist, daß sie aber auch moderne Elemente enthält, die in raffinierter Dialektik dazu benutzt werden, die ursprüngliche christliche Substanz dieser Idee als ethisch fragwürdig hinzustellen.

Das wird noch deutlicher, wenn wir die entscheidende Wende im Leben des Großinquisitors ins Auge fassen. Wir hatten schon gesehen, daß es gerade die Wendepunkte im Leben Dostojewskijscher Menschen sind, die uns oft erst den Schlüssel zum vollen Verständnis ihrer Ideen liefern.

Über die erste Periode seines Lebens und über die entscheidende Wende, die sie beschloß, sagt der Großinquisitor: „Wisse, daß auch ich in der Wüste war, daß auch ich mich von Heuschrecken und Wurzeln genährt habe, daß auch ich die Freiheit gesegnet habe, mit der Du die Menschen gesegnet hast, und daß auch ich mich bereit machte, unter Deine Auserwählten zu treten, unter die Mächtigen und Starken, daß ich danach düstete, ihre Zahl voll zu machen. Aber ich bin zur Besinnung gekommen und wollte nicht der Unvernunft dienen. Ich kehrte um und schloß mich der Schar derer an, die Deine Tat verbesserten. Ich habe die Stolzen verlassen und bin zu den Demütigen, zum Glück dieser Demütigen, zurückgekehrt“⁴⁵⁾.

Schon äußerlich ein entscheidender Wendepunkt! Vorher war er der einsame Asket in der Wüste, nachher steigt er zu den höchsten Spitzen der kirchlichen Hierarchie empor. Innerlich ist diese Wende deutlich als ein Erwachen, als ein Zusichkommen („ja očnulsja“) und als entscheidende Absage an die Unvernunft und Hinwendung zur Vernunft gekennzeichnet („Ich wollte nicht der Unvernunft dienen“). Nun ist es nicht mehr die Apokalypse, sondern Voltaire, bei dem er Anleihen macht. Er schließt sich denjenigen an, die die Tat Christi verbesserten, indem sie sie auf dem Wunder, dem Mysterium und der Autorität begründeten. Das alles ist, wie ALFRED RAMMELMEYER gezeigt hat, fast wörtlich von Voltaire entlehnt⁴⁶⁾.

Aber es gab doch etwas, was beiden Perioden seines Lebens gemeinsam war. Das war die Idee des Übermenschen und der tita-

⁴⁵⁾ a. a. O., I. 397 f.

⁴⁶⁾ ALFRED RAMMELMEYER, Dostojewskij und Voltaire. Zeitschrift für slavische Philologie XXVI, 1958, S. 252 ff. Vgl. besonders S. 270 f.

nische Wille, diese Idee zu leben, einst als Asket in der Wüste, der danach dürstet, die Zahl der Auserwählten Christi vollzumachen, später als Großinquisitor, der bereit ist, Christus auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Die Idee des Übermenschen ist geblieben, nur ihr Leitbild ist nach der Wende nicht mehr Christus, sondern „der furchtbare und kluge Geist, der Geist der Selbstvernichtung und des Nichtseins“⁴⁷⁾, wie der Großinquisitor ihn nennt, der Satan. Der Teufel in den „Brüdern Karamazov“ ist Rationalist. Er verführt mit vernünftigen Argumenten. Eine Seinserhöhung in der Nachfolge Christi, die nur wenigen Auserwählten möglich ist, während die Millionen der übrigen Geschöpfe Gottes nur zum Hohne geschaffen sind, widerspricht dem Gebot der Liebe. Die Liebe zur Menschheit gebietet, den Millionen ihr Los zu erleichtern und sei es auch durch einen Betrug im Namen Christi. So macht der Großinquisitor Christus den Vorwurf, er habe, indem er die Menschen überschätzte, so gehandelt, als liebe er sie gar nicht. Für sich selbst aber erhebt er den Anspruch, er habe aus Liebe zur Menschheit gehandelt, als er sich entschloß, die Menschheit nach den Ratschlägen des Satans zu führen⁴⁸⁾. Es ist ein Kerngedanke Dostojevskijs, daß die abstrakte Liebe zur Menschheit, die auch Atheisten im 19. Jahrhundert predigten und die nur zu leicht mit Stolz und Menschen ist von der christlichen Liebe zum Nächsten, zum Bruder, zu dem einzelnen Menschen, dem wir begegnen. Die Wendung der ursprünglich christlichen Übermensch-Idee des Wüstenasketen zur satanischen Übermensch-Idee des Großinquisitors beruht auf Mangel an Nächstenliebe oder positiv ausgedrückt auf Stolz und Eigenliebe. Als Gegenbild hat der Dichter dem Großinquisitor den Starec Zosima gegenübergestellt. Er schildert Alëšas ekstatische Begeisterung für den Starec mit folgenden Worten: „Es machte ihn (d. h. Alëša) nicht im mindesten irre, daß dieser Starec als ein Vereinzelter vor ihm stand. 'Gleichviel, er ist ein Heiliger, sein Herz birgt das Geheimnis der Erneuerung aller, jene Macht, die zuletzt auf Erden Wahrheit und Recht aufrichten wird, und dann werden alle geheiligt sein, und sie werden einander lieben, und keine Reichen und Armen wird es geben, keine sich Überhebenden und keine Erniedrigten, sondern alle werden wie Kinder Gottes sein, und das wahre Reich Christi wird anbrechen'⁴⁹⁾.“ Also das Argument des Großinquisitors von der unüberbrückbaren Kluft zwischen den wenigen Auserwählten und den Millionen zu einer wahren Nachfolge Christi Unfähiger wird hier widerlegt, freilich nicht mit vernünftigen Gründen — die Vernunft wird nicht befriedigt, sie wird geradezu herausgefordert —, sondern mit dem Glauben an die übermenschliche Macht der christlichen Liebe.

Fassen wir nun zum Schluß noch einmal kurz zusammen! Die leitende Idee des Großinquisitors ist die Idee des Übermenschen. Ursprünglich war das Leitbild seines Übermenschentums Christus.

⁴⁷⁾ a. a. O., I 393.

⁴⁸⁾ a. a. O., I 393.

⁴⁹⁾ a. a. O., I 47.

Aber die Kluft zwischen seinem eigenen Übermenschentum und den Millionen Schwacher scheint ihm unüberbrückbar, weil ihm die einzige Kraft zur Überbrückung dieser Kluft, die Nächstenliebe, fehlt. Daher wird sein ursprünglich christliches zu einem antichristlichen Übermenschentum, das sich den Satan zum Leitbild nimmt und die Menschen im Namen Christi betrügt.

So dürfen wir abschließend feststellen, daß die Legende vom Großinquisitor einen wesentlichen Beitrag zu Dostojevskijs dichterischen Gestaltungen der Idee des Übermenschen darstellt. Was den Großinquisitor von Raskolnikov und Kirillov unterscheidet, ist dies, daß bei ihm die Idee des Übermenschen sozusagen auf christlichem Acker erwächst, um dann als wucherndes Unkraut den Weizen zu ersticken. Ein Zerrbild und Gegenbild des Heiligen — das ist der Großinquisitor.

Epos und Roman — eine vergleichende Betrachtung an Texten des XII. Jahrhunderts (Fierabras — Bel Inconnu)

I. „Die Literatur der Zukunft *) wird sich von der Orthodoxie der alten Poetik freimachen; sie wird sich nicht mehr an die überlieferten Regeln der klassischen Gattungen halten, sondern die Prosa an die Stelle des Verses und den Roman an die Stelle der epischen Poesie setzen.“ So beginnt die berühmte Prognose, in der vor hundert Jahren Flaubert das bis in unsere Tage maßgebliche Programm eines modernen Romans entwickelt hat¹⁾ — eines Romans ohne allwissenden Erzähler, ohne tragende Handlung und ohne einen echten Helden, um gleich einige Bestimmungen zu nennen, die für den Bruch zwischen der epischen Erzählform Balzacs und dem autonomen Stil der Romanform Flauberts charakteristisch sind. Der Gegensatz von Epos und Roman, in dem Flaubert den Ansatzpunkt einer spezifisch modernen Entwicklung zu sehen glaubte, ist indes so alt wie die abendländische Literatur. Er trat — nach Hermann Fränkel²⁾ — schon im Schritt von der *Ilias* zur *Odyssee* zutage und kehrte in epochaler Abwandlung mit jeder großen Zeitenwende der literarischen Tradition wieder, wie etwa im *Don Quijote* des Cervantes, dessen Romanform der ausdrücklichen Kritik an den alten, epischen Ritterbüchern entsprungen ist. Die mittelalterlichen Vorbilder und Quellen dieser spanischen Ritterbücher wiederum waren zu ihrer Zeit für ihr Publikum keine Epen, sondern Versromane höfischen Charakters, in die ursprünglich bretonisch-keltische Erzählungen der Tafelrunde des König Artus eingegangen waren. Die höfischen Romane schließlich standen selbst wieder in formalem Gegensatz zu einer älteren Gattung romanischer Epik, der *Chanson de Geste*, die als Heldenepos nach dem Vorbild des Rolandsliedes Ereignisse der nationalen Vergangenheit, der Heidenkriege Karls des Großen und seiner Paladine besang. Das XII. Jahrhundert, in dem die Dichtung in romanischer Volkssprache zunächst in Frankreich sich von den Traditionen des lateinischen Mittelalters abzulösen beginnt, ist auch die Zeit, in der *Chanson de Geste* und *Roman Courtois* in ein kon-

*) Öffentliche Antrittsvorlesung, gehalten am 9. November 1961 an der Ludoviciana. Der vorliegende Text geht auf meinen Diskussionsbeitrag zu einem internationalen Kolloquium über Probleme altromanischer Epik zurück, das am 30. Januar 1961 vom Romanischen Seminar der Universität Heidelberg veranstaltet wurde; das demnächst erscheinende Heft 4 der Reihe *Studia Romanica* (Carl Winter, Heidelberg), in welchem das Kolloquium publiziert wird, bringt sowohl die französische Fassung meines Beitrags wie auch die anschließende Diskussion, auf die ich hier angelegentlich verweisen möchte.

¹⁾ *Correspondance, Nouvelle édition augmentée*, Conrad, Paris 1926—1933, Bd. II, p. 342 sq.

²⁾ *Dichtung und Philosophie des frühen Griechentums*, Frankfurt 1951, besonders p. 119 sq.

kurrierendes Verhältnis treten, das für die allgemeine Geschichte und Poetik der Gattung höchst lehrreich ist und darum als Thema der heutigen Betrachtungen gewählt wurde.

Die moderne Theorie des Romans seit Georg von Lukàcs und Ortega y Gasset hat der mittelalterlichen Ausprägung des Gegensatzes von Epos und Roman noch kaum Beachtung geschenkt, darin Hegel folgend, der die altromanische Epik in seinen Vorlesungen zur Ästhetik nach dem Maßstab des homerischen Epos beurteilte, ihren Gegenstand unter den Begriff des *Romanhaften* oder der *Abenteuerlichkeit* faßte und sie damit schon der romantischen Kunstform einordnen konnte, die er in den Ritterromanen des Ariost und des Cervantes gipfeln ließ³⁾. Aber auch die philologische Forschung ist angesichts der Schwierigkeit, daß die Ablösung des höfischen Romans von der *Chanson de Geste* im XII. Jahrhundert auf keine normgebende Poetik bezogen werden kann, noch zu keiner Abgrenzung gelangt, die durch Beispiele formaler Annäherung und wechselseitiger Beeinflussung nicht leicht hätte erschüttert werden können. Ernst Robert Curtius hat darum geglaubt, eine Entgegensetzung von Heldenepos und höfischem Roman überhaupt als irreführend ablehnen zu müssen, und schlug vor, statt dessen nur von nationalen, antiken, orientalischen und keltischen 'Ritterromanen' zu sprechen. Ihm zufolge wären allein die *Chanson de Roland* und *Gormont et Isembard* als „Epen im wahren Sinne“ anzusehen; in der weiteren Entwicklung werde die *Chanson de Geste* zur Geschlechterdichtung und müsse sich der alte 'Ritterroman' durch immer größere Aufnahme von Welterzählstoffen auffrischen. Was wir in Frankreich 'höfischen Roman' nennen, unterscheide sich vom 'Ritterroman' lediglich durch die neue Versform des gepaarten Achtsilbers und durch neue Stoffquellen, sowie durch verfeinerte rhetorische Technik und Liebeskasuistik, insgesamt also durch Besonderheiten, die durch das „Einströmen der Renaissance des XII. Jahrhunderts in die französische Dichtung“ bedingt seien⁴⁾.

II. Demgegenüber soll hier eine neue Abgrenzung versucht werden, die nicht von der retrospektiven Sicht geistesgeschichtlicher Traditionsforschung, sondern von dem spezifischen Erwartungshorizont des Publikums ausgeht, für das die uns überlieferten Texte eigentlich bestimmt waren. Dabei wird sich zeigen, daß die von Curtius in Frage gestellte Unterscheidung zwischen *Chanson de Geste* und höfischem Roman den Verfassern des XII. Jahrhunderts und ihrem Publikum noch durchaus selbstverständlich war und daß ihr in der Tat auch Unterschiede der äußeren und inneren Form entsprechen, die durch einen verschiedenen *modus dicendi* der beiden Gattungen bedingt sind. Der formale Gegensatz dieser Gattungsbestimmungen läßt sich selbst noch an einem Text wie dem *Fierabras* aufweisen, der in der Tradition der *Chanson de Geste* als

³⁾ *Ästhetik*, ed. F. BASSENGE, Berlin 1955, pp. 552—58, 993—95.

⁴⁾ *Über die altfranzösische Epik I, Zeitschrift für romanische Philologie* 64 (1944), p. 318 sq.

Prototyp romanhafter Epik und als Beispiel für die „Auflösung der epischen Erzählkunst in gewollte romantische Unfaßbarkeit“ gilt⁵⁾. Wir werden diesem Text einen Artusroman, den *Bel Inconnu*, gegenüberstellen, der um dieselbe Zeit, am Ende des XII. Jahrhunderts, entstand und sich als ein ebenso durchschnittliches und erfolgreiches Werk der unterhaltenden Literatur für eine solche Abgrenzung methodisch besonders gut eignet⁶⁾. Wir können dabei die Unterschiede der äußeren Form kurz abmachen, da sie zu den gesicherten Ergebnissen der bisherigen Forschung gehören, um uns sodann den Bestimmungen der inneren Form zuzuwenden, die den neuen Ansatz unserer Betrachtung erfordert haben.

Der formale Gegensatz von *Chanson de Geste* und höfischem Roman tritt vor allem in einer Erscheinung zutage, die Curtius völlig unterschätzt hat: obschon sich die beiden Gattungen seit der Mitte des XII. Jahrhunderts gleichzeitig entfalten und auch wechselseitig beeinflussen, bleiben sie formal (bis auf seltene Ausnahmen) stets durch die Versform der assonierenden Laisse und des paarweise gereimten Achtsilbers geschieden. Dahinter steht nicht nur ein zufälliger Wechsel der äußeren Form des Verses, sondern der folgenreiche Schritt von gesungener epischer Dichtung zu gelesener oder vorgelesener erzählender Literatur — ein Schritt, durch den sich mit den veränderten Bedingungen der Rezeption durch ein anderes, exklusiv höfisches Publikum zugleich auch alle scheinbar ähnlichen Strukturmerkmale verändert haben. Mit den äußeren Bedingungen der Rezeption hat sich hier aber auch das Verhältnis von Dichtung und Geschichte und damit die Auffassung der Fabel durch Verfasser und Publikum verändert. *Chanson de Geste* und höfischer Roman stehen sich von nun an in einem Gegensatz der inneren Form gegenüber, der bestimmbar wird, wenn man erkennt, daß er letztlich auf der Verschiedenartigkeit zweier poetischer Sageweisen beruht: der einfachen Formen von Sage und Märchen, wie sie schon Jacob Grimm in unübertroffener Weise bestimmt hat:

Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas

⁵⁾ Ph. A. Becker: *Grundriß der altfranzösischen Literatur I: Älteste Denkmäler — Nationale Heldendichtung*, Heidelberg 1907, p. 70: „Der Fierabras bedeutet die Auflösung der epischen Erzählkunst in gewollte romantische Unfaßbarkeit; Örtlichkeit, Handlung, alles verschwimmt, und nicht aus Unwissenheit noch Unfähigkeit, im Gegenteil! sondern weil der Verfasser mit allem scherzt, auch mit der herzlosen Grausamkeit und mit dem religiösen Ernst.“

⁶⁾ Zitiert wird nach *Fierabras*, publ. par A. KROEBER et G. SERVOIS, Paris 1860 (*Les anciens poètes de la France*, 4), und Renaut de Beaujeu, *Le Bel Inconnu*, éd. G. Perrie WILLIAMS, Paris 1929 (*Classiques français du Moyen-Age*, 38). Zur Literatur siehe BOSSUAT, *Manuel bibliographique de la littérature française du Moyen-Age*, Melun 1951, No. 339—356 und No. 2066—2075. Der *Fierabras* wird gewöhnlich auf ca. 1170 datiert (cf. Martin de RIQUER, *Los cantares de gesta franceses*, Madrid 1952, p. 241); der *Bel Inconnu* dürfte zwischen 1185 und 1190 entstanden sein (cf. G. MICHA, nach J. K. BIDDER, in *Arthurian Literatures in the Middle Ages*, ed. R. S. LOOMIS, Oxford 1959, p. 370).

bekanntem und bewustem hafte, an einem ort oder einem durch die geschichte gesicherten namen⁷⁾).

III. Auch der *Fierabras* hat — wie jede *Chanson de Geste* — einen historischen Sagenkern und haftet an etwas Bekanntem, das die kollektive Erinnerung bewahrte. Denn der *Fierabras* setzt ein verschollenes Lied, *Balan*, fort, dessen Inhalt wir durch Philippe Mousquet kennen, und hat wie dieses den „epischen Nachklang bestimmter historischer Ereignisse, nämlich der Plünderung der Peterskirche durch gelandete Sarazenen und deren Vertreibung durch Guido von Spoleto im Jahr 864“ zur Grundlage⁸⁾. Dieser historische Sagenkern verwob sich wahrscheinlich mit einer römischen Lokalsage von einer Passionsreliquie — dem Balsam, mit dem Jesus zu Grabe gelegt wurde. Von diesem Balsam wußte die Lokalsage zu berichten, daß er „in die Tiber geworfen wurde, dort alljährlich zu Johannis aufsteigt und auf dem Spiegel des Flusses schwimmt“⁸⁾. In unserer *Chanson de Geste* spielt dieser Balsam eine entscheidende Rolle: er verhilft Olivier in seinem Zweikampf mit Fierabras zum Sieg, worauf sich dieser durch eine Erleuchtung dem Christentum zuwendet („er soll der heilige Florant von Roye geworden sein“⁸⁾). Die weitere Handlung der *Chanson* ist ohne erkennbare historische Grundlage: Olivier gerät mit den Pairs in Gefangenschaft; Floripas, eine schöne Heidenprinzessin, rettet sie in einen Turm, in dem sie schließlich durch die Streitmacht Karls entsetzt werden.

Durch die Verbindung von historischem Ereignis, Legende und phantastischem Geschehen wird der Sagenkern des *Fierabras* aber keineswegs weniger 'historisch'. Denn 'historisch' hat für das Publikum der *Chanson de Geste* noch nicht den modernen Sinn des historisch Getreuen oder Beglaubigten, sondern meint nur mehr eine Begebenheit oder Erfahrung, „die geglaubt werden will“⁹⁾. Die Sage will geglaubt und für ein wahres Geschehnis genommen werden, obschon in ihr das Übernatürliche der Legende als ein 'Ganz anderes' in die Diesseitswelt hineintreten kann. *Ce n'est mie menchoigne, mais fine verites*: so beginnt der *Fierabras*¹⁰⁾, und wie hier haben die Verfasser der *Chanson de Geste* stets die 'reine Wahrheit' ihrer

7) Vorrede zu *Deutsche Sagen* (1816), in: *Kleinere Schriften*, Bd. 8 (1890), p. 10.

8) Nach Ph. A. BECKER, op. cit. p. 69 sq.; zur Quellenfrage vergleiche zuletzt G. A. KNOTT, *The Modern Language Review* 52 (1957), 504—509.

9) Nach der Definition der *Sage* von F. RANKE: „ein Bericht über ein phantastisches Erlebnis, der geglaubt werden will“, vgl. M. LÜTHI, *Märchen und Sage*, in *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 25 (1951) p. 159. Die so gedankenreiche wie scharfsinnige Abhandlung Lüthi ist leider durch eine überflüssige Polemik gegen A. Jolles belastet, dessen Formbestimmungen des Märchens Lüthi im Grunde nur verfeinert hat, um sie seiner neuen Definition der *Sage* entgegenzusetzen. Bei dieser hatte L. offensichtlich die späte, vom Kern ursprünglich geschichtlicher Erfahrung schon abgelöste Form der deutschen <Volkssage> im Blick, mit der die mittelalterliche Form der *Sage* nicht mehr zu fassen ist. Wir sind demgegenüber wieder auf die einfachere und allgemeinere Unterscheidung von Jacob Grimm zurückgegangen, die den verschiedenen „poetischen Sageweisen“, welche der *Chanson de Geste* und dem höfischen Roman zugrundeliegen, am meisten gerecht wird.

10) „Was ich bringe ist keine Lüge, sondern reine Wahrheit.“

Epen beteuert, auch wenn diese für unsere Begriffe Legendäres und Historisches unentwirrbar vermischten. Jean Bodel, ein Zeitgenosse unserer beiden Verfasser, hat dieses Kriterium epischer Wahrheit zu einer Unterscheidung von *Chanson de Geste*, antikem und höfischem Roman benutzt, die uns als frühestes Zeugnis einer Scheidung dieser Gattungen nach der Vorstellung ihres Publikums von besonderem Wert ist:

N'en sont que trois materes à nul home entendant:
De France et de Bretaigne et de Romme la grant;
Ne de ces trois materes n'i a nule samblant.
Li conte de Bretaigne s'il sont vain et plaisant
Et cil de Romme sage et de sens aprendant,
Cil de France sont voir chascun jour aparant¹¹⁾.

Chanson de Geste und Artusroman haben demnach nicht ein und dieselbe epische Wahrheit. Im Vergleich zu der Wahrheit der *Chanson*, die für ihr Publikum von der Wahrheit historischer Überlieferung nicht geschieden ist, weil sie als *Sage* in der kollektiven Erinnerung an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, erscheint die Wahrheit des Artusromans als eitel, nichtig und nur unterhaltsam, weil sie wie das *Märchen* „beinahe nur in sich selber feststeht“, ohne an etwas Bekanntem oder Erinnerungtem der wirklichen Welt zu haften. Hinter den abwertenden Kennzeichnungen, die Jean Bodel für die *matière de Bretagne* findet, verbirgt sich eine Ablehnung der nur poetischen Fiktion im Namen der episch-geschichtlichen Wahrheit. Das schließt aber keineswegs aus, daß auch die Verfasser der Artusromane den Anspruch erheben, ihre Erzählungen seien wahr. Doch die Wahrheit ihrer *contes* kann nicht auf einer Gleichsetzung von «sensus litteralis» und «sensus historicus» beruhen, sondern muß aus dem «sensus moralis», aus einer Auslegung der fiktiven Fabel gerechtfertigt werden. Wie aber kam es zu dem Fiktiven und Märchenhaften dieser Fabeln, zu der Entstehung eines rein imaginären Bereichs innerhalb der alten, episch-historischen Sagenwelt?

IV. Das Märchenhafte des *Bel Inconnu* von Renaut de Beaujeu wird sogleich an seiner Fabel deutlich, die für das Publikum nichts

¹¹⁾ „Es gibt nur drei Sagenkreise für den, der sich darauf versteht:
Von Frankreich, von der Bretagne und vom großen Rom;
Und diese drei Sagenkreise unterscheiden sich ganz und gar.
Die Erzählungen der Bretagne sind nichtig und bloß unterhaltsam,
Die von Rom lehrreich und voller Sinn,
Die von Frankreich sind wahr, wie jedweden Tag offenkund wird.“

Jean Bodels *Sachsenlied*, Teil I, ed. F. MENZEL und E. STENGEL, Marburg 1906 (*Ausgaben und Abhandlungen* . . ., 99), vv. 6—11; vgl. dazu E. R. CURTIUS, *Über die altfranzösische Epik* IV, *Romanische Forschungen* 62 (1950) p. 307, der über diese Stelle das folgende, mir unverständliche Urteil fällt: „Wir erwähnten . . . die um 1200 üblich werdende Unterscheidung von drei ‚Gesten‘. Unser Autor ersetzt sie durch eine Einteilung in drei Stoffkreise, die ihrem Wert nach abgestuft werden . . . Wenn Jean Bodel die traditionelle epische Systematik durchbricht, um die bretonischen Stoffe einbeziehen zu können, so haben wir darin das deutliche Symptom für die Vermischung der Gattungen (sic!) zu sehen.“

mehr enthält, das sich in seiner gegenwärtigen Welt mit etwas Bekanntem oder Erinnerungem verbinden könnte. Eine Demoiselle erscheint mit einem Zwerg am Hofe des Königs Artus und sucht einen Helden, welcher ihre Herrin, die Tochter des Königs von Wales, befreien soll, die zwei Zauberer, Mabon und Evrain, in einen Drachen verwandelt hatten; Guinglain, ein junger und noch namenloser Ritter, nimmt diesen Auftrag an, besteht eine Reihe von Aventüren und erlöst die verzauberte Dame durch einen Kuß, *Le Fier Baiser*, um sie alsdann, nach einem Zwischenspiel mit einer Fee, zu heiraten. Diese Fabel geht letztlich auf eine irische Tradition zurück (die Quelle ist vor 1024 datiert)¹²⁾, entstammt ursprünglich also der allen Artusromanen gemeinsamen keltischen Mythologie und Sagenwelt. Das Märchenhafte der Fabel des *Bel Inconnu* war demnach nicht von Anbeginn rein 'märchenhaft' im Sinne der Entgegensetzung von Jean Bodel. Wir haben keinen Grund zu bezweifeln, daß diese Fabel in ihrer ursprünglichen Form als Sage oder Mythe nicht auch geglaubt wurde und — wie der Sagenkern des *Fierabras* — für das Publikum an etwas Bekanntem oder der „*mémoire collective*“ Bewußtem angeknüpft hat. Doch als sie mit der *matière de Bretagne* auf das Festland gebracht, nach der Vermittlung durch bretonische Erzähler von französischen Verfassern aufgenommen und in der neuen Form des Versromans einem Publikum wiedergegeben wurde, das die fremde Mythologie nicht verstand und infolgedessen auch nicht mehr an die episch-historische Wahrheit dieser Fabeln glauben konnte, setzte der Prozeß einer Fiktionalisierung ein — ein Prozeß, in dem aus der nicht mehr verstandenen Wahrheit der Sage die andere, in sich selbst ruhende Wahrheit des Märchens wurde. Das Märchenhafte des Artusromans wurzelt in einer fremden, nicht mehr geglaubten Mythologie; es erscheint in der Folge einer Übernahme fremder Stoffe und Motive durch eine andere gesellschaftliche Zivilisation, als Ergebnis einer Fiktionalisierung, die von der bisherigen keltomanen oder keltophoben Quellenforschung noch kaum berücksichtigt worden ist.

Das Ergebnis dieser Fiktionalisierung, durch die sich der Artusroman von vornherein von der gleichzeitig aufblühenden geschichtlichen Epik der *Chanson de Geste* scharf unterscheidet, läßt sich an verschiedenen Eigenheiten zeigen, die der Artusroman mit dem Märchen gemeinsam hat. Daß sich bei der Entstehung dieser neuen Form des Romans das Stilisationsprinzip des Märchens mit dem in der *matière de Bretagne* nicht vorgegebenen höfischen Liebeskamus verbunden hat, wie andererseits die Entstehung des altfranzösischen Heldenepos nicht ohne die Verbindung von historischer Sage und Märtyrerlegende zu denken ist, darf hier als relativ gut erforschter Tatbestand wohl für die weiteren Ausführungen vorausgesetzt werden. In diesen sollen in der gebotenen Kürze drei Strukturmerkmale erörtert werden, nach denen sich *Chanson de Geste* und höfischer Roman als verschiedene Gattungen scheiden lassen: einmal die ver-

¹²⁾ *Arthurian Literature in the Middle Ages*, ed. LOMIS, Oxford 1959, p. 371.

schiedene Funktion des Wunderbaren, zum andern der Gegensatz von Ethik des Handelns und Ethik des Geschehens und schließlich die verschiedene Einstellung des Sängers und des Erzählers zu seinem Gegenstand.

V. Das Wunderbare ist nach André Jolles, dessen Buch *Die einfachen Formen* (1929) ich die Anregung zu dieser Betrachtung verdanke, das entscheidende Stilprinzip des Märchens: „Sobald wir in die Welt des Märchens eintreten, vernichten wir die als unmoralisch empfundene Welt der Wirklichkeit.“ Im Märchen, das unausgesetzt mit dem Wunderbaren arbeitet, „darf keine Begebenheit der Wirklichkeit gleichen“. Diese Bestimmung ist aber sogleich durch das scheinbare Paradoxon zu ergänzen: „Das Wunderbare ist in dieser Form (des Märchens) nicht wunderbar, sondern selbstverständlich“¹³⁾. Dieses Strukturmerkmal ist darum nur scheinbar paradox, weil dem unalltglich-wunderbaren Geschehen im Märchen nicht mehr eine selbstverständlich vertraute, geschichtliche Wirklichkeit gegenübersteht, an der gemessen das Märchengeschehen als nicht selbstverständliche, wunderbare Ausnahme erscheinen müßte. So spiegelt sich auch in unserem Roman die für das Publikum des XII. Jahrhunderts vertraute, geschichtlich gegenwärtige Welt zwar vor allem noch im Bild des Artushofes, seinem Zeremoniell, seinen Festen und Turnieren; doch dieser Aspekt der vertrauten höfischen Welt wird vom Dichter zu Beginn der Erzählung sogleich in die Erwartung einer geheimnisvoll drohenden Gefahr gestellt. Dieses Unbekannte gefährdet die Harmonie der durch den Artushof repräsentierten gesellschaftlichen Ordnung und erfordert den Auszug eines einzelnen Ritters, der die neue Aventure in einer langen Reihe von unalltglich-wunderbaren Begebnissen bestehen muß und damit allein die verlorene Harmonie und vertraute Ordnung der Welt wieder herzustellen vermag, die in unserem Text durch das abschließende Turnier versinnbildlicht ist.

Das eigentliche Geschehen des Romans vollzieht sich also in der märchenhaften, anderen Welt der Aventure, auf einem Weg, auf dem nichts geschieht, was nicht ein Geheimnis birgt und eine Lösung findet, wie sie in der gegenwärtigen Welt des Publikums nicht vorstellbar wäre — in einer anderen Welt, wo selbst die ritterlichen Kämpfe, die das zeitgenössische Publikum in der *Chanson de Geste* gewiß mit sachkennerischen, ja sportlichen Interessen aufnahm, unter Bedingungen stattfinden, die nicht mehr nach dem Normalmaß des auch in der Überbietung noch Wahrscheinlichen zu werten sind. Der Schritt aus dem Wahrscheinlichen in das Märchenhaft-Unwahrscheinliche setzt im *Bel Inconnu* sogleich mit der Ankunft der von einem Zwerg begleiteten Botin ein. Mit dem Übergang über die gefährliche Furt (*Le Gué Perilleux*, v. 323 sq.) erscheint die dargestellte Welt wie verwandelt: von nun an steht alles Geschehen unter dem Stilprinzip der Märchenwelt, in der keine Begebenheit der

¹³⁾ *Einfache Formen: Legende/Sage/Mythe/Rätsel/Spruch/Kasus/Memorabile/Märchen/Witz*, Halle 1956², p. 203.

Wirklichkeit gleichen kann. Einzig der Artushof, an den im Verlauf des Geschehens immer wieder die vom Protagonisten besiegten Ritter zurückgesandt werden, wird als fester Punkt der vertrauten und sicheren Welt dann und wann sichtbar und bringt in solchem Kontrast die märchenhafte Wahrscheinlichkeit der Aventüre noch mehr zur Geltung. Die Abfolge der einzelnen Aventüren macht dabei nicht allein eine Steigerung des sich bewährenden Helden sinnfällig, sondern führt auch zu einer fortschreitenden Erhöhung der märchenhaften Wahrscheinlichkeit des unwirklichen Geschehens. In dem Maße, in dem der Leser von der imaginären Welt des märchenhaften Geschehens mehr und mehr gefangen wird, so daß er es unmerklich für selbstverständlich nimmt, kann sich auch das Zauberhafte der Aventüre steigern und in den an sich höchst befremdlichen Motiven der keltischen 'anderen Welt' (in unserem Fall: dem Feenschloß der *Isle d'Or* und den gespenstischen Szenen der *Gaste Cité*) seinen unwirklichen und doch selbstverständlichen Höhepunkt finden, auf dem sich das vom Publikum erhoffte Märchenglück des Helden erfüllt.

Während nun aber das Stilprinzip des Märchens im Artusroman derart unausgesetzt mit dem Wunderbaren arbeitet, so daß hier ein nicht fikionalisiertes Element der wirklichen Welt als störend empfunden würde, ist es umgekehrt gerade das Märchenwunder, das in der Welt der *Chanson de Geste* wie ein Fremdkörper erscheint, sofern überhaupt, wie im *Fierabras*, von ihm Gebrauch gemacht wird. Das Märchenwunder gehört zu den Zügen, die in die *Chanson de Geste* erst später und offensichtlich unter dem Einfluß des höfischen Romans hineingebracht wurden. Die ältere *Chanson de Geste* kennt nur das „merveilleux chrétien“, das Reliquienwunder und andere übernatürliche Motive, die ihr aus der hagiographischen Tradition zukamen¹⁴), wie z. B. in unserem Text der Engel, der Karl in einem prophetischen Traum die Zukunft enthüllt (v. 1236 sq.), die freischwebende Dornenkrone (v. 6063 sq.) oder der gottgesandte Hirsch, der dem verfolgten Boten Richard in höchster Bedrängnis die Furt über einen Fluß zeigt (v. 4370 sq.). Diese Art des Wunderbaren unterscheidet sich indes vom Märchenwunder der Romane von vornherein dadurch, daß es die Wahrscheinlichkeit der epischen Handlung nur zeitweilig durchbricht, um ihren höheren providentiellen Sinn — die letztliche Überlegenheit des Christengottes über die falschen Götter der Heiden — sichtbar zu machen. Die epische Handlung im Ganzen wird in der *Chanson de Geste* durch das „merveilleux chrétien“, durch die gelegentlichen Eingriffe der Providenz lediglich überhöht, keineswegs aber — wie im Artusroman das Märchenwunder bewirkt — in den imaginären Raum einer anderen Welt versetzt. Das Wunderbare in der *Chanson de Geste* ist nicht weniger wahrscheinlich als die ritterlichen Taten seiner episch-geschichtlichen Helden, denn es erscheint für das Publikum ganz so wie das Wunder

¹⁴) Hierzu sei auf zwei ältere Darstellungen verwiesen, R. C. WILLIAMS: *The 'merveilleux' in the Epic*, Paris 1925, und A. J. DICKMANN: *Le rôle du surnaturel dans les Chansons de geste*, Paris 1926.

der Legenden, das sich in der Dichtung nicht anders ereignet als in seiner religiösen Erfahrung und darum als notwendig und fraglos wahr hingenommen wird.

Es ist darum bezeichnend, daß das anders geartete Märchenwunder, das keiner Begebenheit der Wirklichkeit gleichen darf, den Verfasser des *Fierabras* offensichtlich in Schwierigkeiten bringt, wo er versucht, es in die epische Handlung einzubauen. So etwa im Falle eines Zaubergürtels, den die Heidenprinzessin Floripas besitzt und der zunächst auf wunderbare Weise bewirkt, daß die eingeschlossenen Pairs nicht verhungern. Doch bald gelingt es einem Dieb, in die Gemächer einzudringen und sich Floripas in unziemlicher Weise zu nähern; er wird im letzten Augenblick von Guy de Bourgogne überrascht, mit dem Schwert in zwei Hälften gespalten und durch ein Fenster ins Meer geworfen. Dabei übersieht man indes zum großen Leidwesen der Pairs, daß der Dieb zuvor den Zaubergürtel an sich gebracht hatte, der auf diese Weise verlorengeht, so daß die Eingeschlossenen erneut der Gefahr des Verhungerns ausgesetzt sind (vv. 3043—3111). Im Märchenroman pflegen solche Gürtel oder ähnliche übernatürliche Gaben zwar gelegentlich verscherzt zu werden, aber nicht auf so zufällige und abrupte Art einfach aus der Handlung zu verschwinden; dort ist solch eine übernatürliche Gabe nur eines unter anderen wunderbaren Elementen des Geschehens und tut es dem Helden keinen Eintrag, wenn er seine Gefährdung vom Anfang bis zum Ende mit übernatürlicher Hilfe besteht. So wird z. B. im *Bel Inconnu* dem Helden am Ende von der Fee erklärt, daß sie selbst die Botin an den Artushof sandte, er also immer schon in ihrer Obhut stand (v. 4962 sq.). Im *Fierabras* hingegen stehen die Dinge unter einem anderen Gesetz. Die eingeschlossenen Pairs wären ihres Rufes nicht würdig, wenn sie ihre Gefährdung nur durch übernatürliche Hilfe und nicht vielmehr durch die heldische Mühsal ihrer Taten bestünden¹⁵⁾. Heldische Größe nimmt dort ihr Maß am geschichtlich Wahrscheinlichen einer exemplarischen, nachahmbaren Handlung, die durch das gelegentliche Hereintreten des Übernatürlichen nur providentiell bestätigt wird; sie läßt sich darum nicht mit dem märchenhaft Wunderbaren eines Geschehens vereinen, das in der Aventure ganz auf den unnachahmlichen Weg eines erwählten und damit bevorzugten Einzelnen zugeordnet ist. Es ist darum nicht zufällig, sondern entspricht dem verschiedenen Prinzip der Stilisation der *Chanson de Geste*, wenn der Verfasser des *Fierabras* das Märchenwunder in Gestalt des Zaubergürtels (wie zuvor schon den wunderbaren Balsam, der vor dem

¹⁵⁾ Der Verfasser des *Fierabras* bringt das traditionelle epische Thema der *labores* seiner Helden gerne in Verbindung mit einem epischen Vorgriff:

Or cevauce tous liés, bielement et soué;
Damedieix le conduie, li rois de maisté!
Ains k'il aient les contes de prison delivré,
Seront il moult forment travillié et pené,
Ke l'amirans Balans a ses os aünés;
De .xiiii. langages i furent aüné.

(v. 5128 sq., cf. v. 5554 sq.)

Höhepunkt des Zweikampfes auch in ein Gewässer geworfen wird, v. 1029 sq.), schnell wieder beseitigt, damit die epische Handlung ihren gewohnten Fortgang nehmen kann. Beispiele dieser Art ließen sich unschwer vermehren; wir wenden uns statt dessen einem zweiten Strukturunterschied zu, der im Vorgesagten schon mit sichtbar wurde: dem Gegensatz von Handlung und Geschehen.

VI. Dieser Gegensatz läßt sich am besten an der verschiedenen Auffassung des Helden erkennen, die sogleich deutlich wird, wenn man versuchsweise eine Gestalt aus der *Chanson de Geste* in einen höfischen Roman versetzt. Stellt man z. B. Olivier und Guinglain, die Heidenprinzessin Floripas und die *Pucele as Blances Mains*, oder auch *Charles li reis* und den König Artus nebeneinander, so wird ein Unterschied spürbar, auf den schon Chrestien de Troyes im *Erec*, seinem ersten Artusroman, mit einer Reihe von Vergleichen hindeutet, die mit dem bloßen rhetorischen Schema der Überbietung noch nicht zureichend erklärt sind¹⁶⁾. Dort ist davon die Rede, daß sich die Freigiebigkeit Alexanders, Cäsars *et tuit li roi que l'en vos nome an diz et an chansons de geste*¹⁷⁾, also auch Charlemagnes, nicht mit der des Königs Artus und seiner Hofhaltung messen könne (v. 6611 sq.), daß die Schönheit Lavinias und Helenas von der Enides und ihrer Base übertroffen würde (v. 5838 sq., 6292; die Damen der *Chanson de Geste* verdienen keinerlei Erwähnung) und daß Erec in der Aventüre der *Joie de la Cort* eine Gefahr zu bestehen habe, welche die gewaltigsten Recken der *Chanson de Geste* (*au plus riche combateor*; genannt sind Tiebautz li Esclavons, Opiniaus, Fernaguz) in Schrecken versetzt hätte (*qui poist faire grant peor*, v. 5725 sq.). Wenn Chrestien de Troyes derart hervorhebt, daß die Helden und Damen seines Romans die vergleichbaren Gestalten der *Chanson de Geste* und der antiken Romane überträfen¹⁸⁾, so setzt diese Unvergleichbarkeit wohl schon das Wissen eines Dichters voraus, der sich bewußt ist, daß sich seine Gestalten nicht einfach in das Handlungsschema der anderen Gattung übertragen ließen.

In einem Artusroman von der Art des *Bel Inconnu*, wo es zugeht wie im Märchen, oder — mit André Jolles zu sprechen — „wie es unserem Empfinden nach in der Welt zugehen müßte“¹⁹⁾, fragen

¹⁶⁾ Es handelt sich hier um eine besondere Form des Vergleiches (*amplificatio . . . , quae fit per comparationem, incrementum ex minoribus petit*; Quintilian VIII 4, 9), die E. R. CURTIUS 'Überbietung' (nach der Formel: *cedat nunc*) genannt hat; cf. *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948, p. 169.

¹⁷⁾ 'und aller Könige, die man euch in Erzählungen und Heldenepen zu nennen pflegt'.

¹⁸⁾ Dazu wären noch die Verse aus *Yvain* zu stellen:

Onques ne fist de Durendart
Rolanz des Turs si grant essart
An Roncesvaus ne an Espagne! (vv. 3235—37)

Leider fehlt uns immer noch eine Zusammenstellung aller Zitierungen und Erwähnungen anderer Werke in Texten der romanischen Literaturen des Mittelalters, die für eine künftige Gattungsgeschichte von unschätzbarem Wert wäre!

¹⁹⁾ *Einfache Formen*, a. a. O. p. 200.

wir uns nicht wie im *Fierabras*: 'was tat Olivier oder Fierabras?', sondern: 'was geschah mit Guinglain?' Die Ethik in der *Chanson de Geste* antwortet auf die Frage: 'was muß ich tun?', die des Märchenromans auf die Frage: 'wie müßte es eigentlich in der Welt zugehen?' So stellt sich in den beiden Gattungen das moralische Problem auf verschiedene Weise, der Unterscheidung entsprechend, die Jolles zwischen einer Ethik des Handelns und einer Ethik des Geschehens getroffen hatte²⁰). Die Frage: 'was muß ich tun?' und die daraus entspringende, entscheidende epische Tat wäre Olivier in der Situation des *Bel Inconnu* nichts nütze; er würde wie alle Vorgänger Erees oder Guinglains an der Aventure scheitern, nicht aus Mangel an ritterlichem Mut und heldischer Größe, sondern einfach darum, weil die in der Aventure waltende 'Sinnerfüllung des Zufalls' nur für den einen, erwählten Ritter eintreffen kann. Denn für den neuen Romanhelden der *Table Ronde* gilt, daß er auf seinem unvertretbaren Weg paradoxer- oder wunderbarerweise nicht eigentlich handelt, sondern mit märchenhafter Sicherheit einfach alles besteht, was ihm das Geschehen zuträgt.

Die wahrhaft epische Begebenheit schließt nach Hegel, auf dessen Scheidung von Epos und Roman nach den Kategorien von Handlung und Geschehen wir uns hier stützen können, sowohl ein „bloß zufälliges Geschehen“ als auch seine Zuordnung auf eine „einzelne, willkürliche Tat“ aus²¹). Demgemäß entspringt in der *Chanson de Geste* die Begebenheit einer entscheidenden Handlung des Helden und geht nicht einfach, wie im Artusroman, aus dem sinnreichen Zufall eines bloßen Geschehens hervor, das dem aventüresuchenden Ritter in seiner Isolierung widerfährt und nur ihm widerfahren kann. Desgleichen wird aber auch die Handlung der *Chanson de Geste* erst dadurch zur epischen Handlung, daß sie die einzelne Tat

²⁰) „Sagen wir mit Kant, daß die Ethik antwortet auf die Frage: 'was muß ich tun?' und daß unser ethisches Urteil demzufolge eine Wertbestimmung des menschlichen Handelns umfaßt, so gehört das Märchen nicht hierher. Sagen wir aber, daß es darüber hinaus eine Ethik gibt, die antwortet auf die Frage: 'wie muß es in der Welt zugehen?' und ein ethisches Urteil, das sich nicht auf *Handeln*, sondern auf *Geschehen* richtet, so sehen wir, daß dieses Urteil in der Form Märchen von der Sprache ergriffen wird. Im Gegensatz zur philosophischen Ethik, zur Ethik des Handelns, nenne ich diese Ethik die *Ethik des Geschehens* oder die *naive Moral*, wobei ich das Wort *naiv* in demselben Sinne gebrauche wie Schiller, wenn er von naiver Dichtung redet“ (op. cit. p. 201).

²¹) „Wir haben gleich anfangs gesehen, daß sich in dem wahrhaft epischen Begebnis nicht eine einzelne willkürliche Tat vollbringe und somit ein bloß zufälliges Geschehen erzählt werde, sondern eine in die Totalität ihrer Zeit und nationalen Zustände verzweigte Handlung, welche deshalb nun auch nur innerhalb einer ausgebreiteten Welt zur Anschauung gelangen kann und die Darstellung dieser gesamten Wirklichkeit fordert“ (op. cit. p. 947). Zum Gegensatz von Handlung und Geschehen vgl. ferner p. 979: „Ebensowenig . . . kann ein Individuum als solches den alleinigen Mittelpunkt abgeben, weil von diesem die mannigfaltigsten Ereignisse ausgehen und demselben begegnen können, ohne untereinander irgend als Begebenheiten in Zusammenhang zu stehn.“ Der im folgenden entwickelte Gegensatz von „bloßem Geschehen“ und einer „bestimmten Handlung“ ergibt implizit Formbestimmungen von Roman und Epos, die Hegel später (p. 988 sq.) auf den Gegensatz zwischen Homer und den nachfolgenden zyklischen Dichter angewendet hat.

des Helden als eine besondere Begebenheit mit einem allgemeinen nationalen Weltzustand verwebt. Wie im Rolandslied, wo die epische Handlung nicht allein von Roland selbst getragen, sondern auch von Olivier und Turpin bestimmt wird und nach dem Untergang der Pairs auf den Lehnsherr Charlemagne übergeht, ist auch im *Fierabras* die epische Begebenheit nicht allein auf die Titelfigur zugeordnet. Unsere *Chanson*, die inhaltlich die Vorgeschichte des Rolandsliedes — Ganelons Gesandtschaft — ausspinnt, hat ihren epischen Anlaß in einem Streit zwischen Karl und Roland, in den Olivier eingreift und damit zunächst zum Vorkämpfer der christlichen Streitmacht wird. Erst dann wird der Titelheld Fierabras als prominenter Gegner Oliviers eingeführt. Nach seiner Besiegung und Bekehrung wird die Handlung von den Pairs getragen, aus deren Kreis immer wieder ein anderer Held in den Mittelpunkt rückt. Und schließlich ist es Charlemagne, der am Anfang seine Paladine leichtfertig in Gefahr gebracht hatte, und nun am Ende selbst durch einen Zweikampf mit dem ranggleichen Herrscher Balant den Sieg für die Christen auf höchster Ebene herbeiführen muß. *Chanson de Geste* und höfischer Roman treten also auch an dem verschiedenen Bezugspunkt auseinander, in dem Handlung und Geschehen ihre Einheit finden. Im *Fierabras* ist die epische Handlung des Einzelnen der übergreifenden christlich-nationalen Gemeinschaft und in eins damit einem überpersönlichen, objektiven Geschehniszusammenhang untergeordnet, durch den die besondere Begebenheit mit dem allgemeinen Weltzustand des Glaubenskriegs verwoben wird. Im *Bel Inconnu* hingegen bleibt das romanhafte Geschehen in der kontingenten Abfolge aller Begebnisse auf die Einheit der Person des Aventüre-Ritters bezogen, so daß der besondere Weg des Helden gerade durch seine Vereinzelung und 'Reintegration' in die Gesellschaft exemplarisch wird²²⁾.

Der hier aufgezeigte Strukturunterschied von Handlung und Geschehen gilt nicht allein für die verschiedene Auffassung des Helden in *Chanson de Geste* und höfischem Roman, sondern auch für die verschiedene Funktion der Herrschergestalten. Denn *Charlemagne* und *Li rei Artus* sind nicht allein durch ihre andersartige Herkunft in episch-geschichtlicher oder in fabulös-mythologischer Tradition und durch das jeweilige Idealbild des Herrschers in einer veränderten geschichtlich-gesellschaftlichen Konstellation verschieden. Während Charlemagne die Mühsal immer neuer Taten im Dienste des Glaubenskrieges zu tragen hat, verkörpert Artus in seinem Kreis der Table Ronde das Idealbild einer statischen Ordnung der höfischen Welt, ohne jemals noch eigene Taten zu verrichten. So finden wir auf der einen Seite die Herrschergestalt, die das epische Geschick in letzter Instanz handelnd selbst entscheidet, auf der anderen Seite die Königsfigur, die in tatenloser Idealität verharrt und auf den immer neuen Auszug eines Ritters angewiesen ist, welcher allein die

²²⁾ Hierzu kann im weiteren auf die Strukturanalyse der höfischen *aventure* von Erich KÖHLER: *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik*, Tübingen 1956, verwiesen werden, an dessen Kap. III wir anknüpfen.

Gefährdung durch das Unbekannte der Aventüre bestehen und abwenden kann. Auch dieser Gegensatz weist wiederum auf eine Verschiedenartigkeit von Sage und Märchen zurück. Denn der König der Sage, gleichviel ob er als gut oder böse erscheint, kann nur durch sein Handeln exemplarische Geltung erlangen, während im Märchen das Geschehen nie vom alten König, sondern immer nur vom jungen Prinzen getragen ist und sich in seinem Märchenglück erfüllt. Gerade für diesen Strukturunterschied läßt sich auch eine literarhistorische Bestätigung erbringen: in der Tradition vor Chrestien, bei Geoffroy von Monmouth und Wace, erscheint auch Artus noch durchaus als selbst handelnder Sagenheld, der sich ein großes Reich erobert, schließlich König Frollo von Gallien besiegt und im Begriff, sich am Ende auch noch Rom zu unterwerfen, durch den Verrat Mordrets von der Höhe seines Ruhms gestürzt wird. Bei Chrestien hingegen ist die epische Vergangenheit des Königs Artus fast spurlos in dem von ihr abgelösten Idealbild seines fraglos vorausgesetzten Ruhms aufgegangen²³⁾, anders gesagt: einer Fiktionalisierung anheim gefallen, die wir in den Romanen Chrestiens sogleich schon in ihrem Ergebnis vor Augen haben, so daß wir nicht wissen, ob der ursprüngliche Sagenheld Artus erst nach und nach seinen Sagencharakter verloren hat oder ob seine neue Gestalt als Märchenkönig allein Chrestien zuzuschreiben ist.

VII. Zum Abschluß soll nun noch auf ein drittes Strukturmerkmal eingegangen werden, nach dem sich *Chanson de Geste* und höfischer Roman im XII. Jahrhundert scheiden: die Einstellung des Autors, bzw. des epischen Rhapsoden und des Erzählers zu seinem Gegenstand. Im *Fierabras* tritt der durch den Jongleur vertretene Autor fast ganz hinter seinen Stoff zurück²⁴⁾, dem schon von J. Grimm und nach ihm von Hegel betonten Stilprinzip des Epos entsprechend, in welchem „sich das Werk für sich fortzusingen scheint und selbst

²³⁾ Vgl. J. FRAPPIER, *Chrétien de Troyes*, Paris 1957 (*Connaissance des lettres*, 50), p. 35 sq.: „Un hiatus énorme sépare la légende arthurienne, telle qu'elle vient d'être retracée d'après Geoffroy et Wace, des fictions utilisées par un Chrétien de Troyes. (. . .) Chez Chrétien, Arthur n'est pas le conquérant glorieux qui humiliait l'orgueil de Rome, puis devenait soudain la victime encore héroïque de la trahison et du destin. Il se change en une figure composite où s'unissent les traits d'un souverain loyal, juste, généreux, et cet air de fantaisie ou d'étrangeté qui sied à un roi débonnaire et un peu déconcertant de conte merveilleux.“

²⁴⁾ Hier darf indes nicht unerwähnt bleiben, daß sich der Verfasser des *Fierabras* gelegentlich schon ein ironisches Spiel mit dem hohen Ernst des epischen Tones erlaubt und sich damit als ein Epigone von seltener parodistischer Begabung erweist. Vgl. etwa die Szene, in der sich die so schöne wie wackere Heidenprinzessin eines hinderlichen Wächters entledigt (vv. 2089—2094):

Et Floripas le fiert, bien le sot aviser,
Si que les ex li fist de la teste voler;
Devant lui à ses piés le fist mort craventer,
Si que onques nel seurent Sarrazin ni Escler.
En la cartre parfonde fist le cors avaler;
Cil fu tost affondrés, car il ne sot noer (!).

Oder die Schilderung ihrer Taufe nach vollbrachtem Sieg über die Heiden (vv. 5999—6004):

ständig, ohne einen Autor an der Spitze zu haben, auftritt“²⁵⁾. Im *Bel Inconnu* hingegen tritt der Autor als Erzähler nicht allein mit herkömmlichen epischen Formeln der „interiectio ex persona auctoris“ wie Wahrheitsbeteuerung, Teilnahme am Geschick des Helden und Vorblick auf einzelne Phasen des Geschehens hervor²⁶⁾, sondern gibt darüber hinaus auch immer wieder eine Auslegung der Fabel, die er nun aber schon — darin über Chrestien de Troyes hinausgehend — auf seine persönliche Situation gegenüber einer ungenannten Dame zu beziehen sucht²⁷⁾. Im *Fierabras* hingegen, wie in der *Chanson de Geste* überhaupt, finden sich nur die erstgenannten epischen Formen der Einschaltung des Autors, und zwar in einer Weise, die für das unpersönliche Verhältnis des epischen Dichters zu seinem Werk und dessen fraglos eindeutigen Sinn bezeichnend ist. Denn die Einschaltungen des Jongleurs haben im *Fierabras* fast ausschließlich die Funktion einer Bekundung der Teilnahme oder eines epischen Vorgriffs, nicht aber die einer Auslegung der Fabel oder eines Kommentars, der auf die Person des Autors oder auf seine subjektive Ansicht von seinem Gegenstand zurückwiese. Sie machen die emotionale Einheit von Jongleur und Publikum ausdrücklicher, insofern sie die epische Handlung immer neu in die Spannungspole von Furcht und Mitleid rücken — eine Spannung, die in der *Chanson de Geste* aber schon vom Prolog an durch die Gewißheit eines Ausgangs im Sinne einer höheren epischen Gerechtigkeit getragen ist. Im *Fierabras* wird dieses Vertrauen, das der nie angefochtenen, inneren Sicherheit des Helden entspricht, vor fast allen für Olivier und die Pairs gefährlichen Situationen durch Vorblicke erneuert²⁸⁾. Dieses Vertrauen, in welchem sich der Jongleur mit seinem Publikum eins weiß, gründet letztlich auf dem objektiven Sinn der

La puciele despoullent, voiant tout le barné.
 La car avoit plus blanche que n'est flours en esté,
 Petites mameletes, le cors grant et plané;
 Si cheveil resambloient fin or bien esmeré.
 A mains de nos barons est li talens mués.
 L'empereres méismes an a .i. ris jeté.

Aber auch an solchen Stellen tritt der Autor nicht in persona hervor, sondern ist der Ausdruck der Ironie in die objektiven Darstellungen einbezogen, also dem epischen Stil untergeordnet!

²⁵⁾ op. cit. p. 945.

²⁶⁾ cf. vv. 29 (*je ne menc mie*), 589 (*or penst Dius de celui garder!*), 804 sq. (*Ainçois que il l'ait receüe, Avra, je cuic, perte encontree*); im Unterschied zu *Fierabras* beziehen sich die traditionellen Formeln des epischen Vorgriffs im *Bel Inconnu* immer nur auf die nächste Episode, niemals aber auf den Ablauf und Ausgang des Gesamtgeschehens.

²⁷⁾ Zur Interpretation der Fabel in Form von allgemeinen oder sprichwörtlichen Kommentaren, wie sie sich auch bei Chrestien finden, cf. vv. 796 sq., 914 sq., 1071 sq., 1730 sq., 2168 sq., 3036 sq., 3249; Kommentare, die auf die persönliche Erfahrung des Erzählers bezogen werden, finden sich vv. 1 sq., 1237 sq., 4771 sq., 4828 sq., 5377—78, 6247 sq.

²⁸⁾ cf. vv. 1235 sq., 1756—1778, 2861 sq., 3238 sq., 3676 sq., 4049 sq., 4737 sq., 5128 sq., 5556 sq. Als ein typisches Beispiel für den Wechsel der Spannung zwischen Furcht und Hoffnung sei hier die Szene der Gefangennahme Oliviers und einer Gruppe der Pairs angeführt. Sie schließt mit Versen, die das Publikum um ihr Leben bangen lassen (v. 1760 sq.):

epischen Begebenheit, der so fraglos göltig und selbstverstündlich vom Anfang bis zum Ende durch die Fabel vor Augen gestellt ist, daß ihre Wiedergabe die ungeteilte, nicht auf die äußere Spannung eines ungewissen Ausgangs eingeengte emotionale Teilnahme des Publikums freisetzt und keiner besonderen oder gar persönlichen Auslegung mehr bedarf.

Dem gleichzeitigen Roman hingegen fehlt dieser fraglos eindeutige Sinn einer epischen Fabel; hier gehen «sensus litteralis» und «sensus historicus», Poesie und Geschichte nicht einfach ineinander auf, sondern muß die Wahrheit der fiktiven und darum mehrdeutigen Fabel immer erst durch eine Auslegung nach dem «sensus moralis» gefunden werden, die einen vermittelnden, im *Bel Inconnu* schon sehr selbständig hervortretenden Erzähler voraussetzt. Diese Deutungsbedürftigkeit der Fabel beruht im höfischen Roman seit Chrestien de Troyes vor allem darauf, daß — wie Reto R. Bezzola zeigte²⁹⁾ — alles, was dem Helden auf dem Weg seiner Aventüre widerfährt, in einer impliziten, nie direkt ausgesprochenen Beziehung zu seiner Wesenssuche steht, durch die er sich mehr und mehr seiner Dame und damit am Ende der Aufnahme in die Idealität der *Table Ronde* würdig zu erweisen hat. Ein Leser, der sich hier — wie das Publikum der *Chanson de Geste* — allein an den «sensus litteralis», an die äußere Abfolge der Aventüren hielte, verriete damit nur, daß ihm die für ein wahres Verständnis vorausgesetzte Einstellung, die Initiation in die höfische Liebe mangelt. Denn die Auslegung des Erzählers kann und soll ihm diese Einweihung nicht einfach ersetzen; seine Auslegung wendet sich an den Kreis der schon Eingeweihten und ist gerade im *Bel Inconnu* schon so persönlich, daß sie auch noch den eingeweihten Leser nötigt, sich selbst seinen Vers auf den verborgenen Sinn der Fabel zu machen. Denn hier fällt zum ersten Male in der für uns sichtbaren Geschichte des Artusromans am Ende des Werks der allgemeinverbindliche Sinn der Fabel und die persönliche Auslegung des Erzählers nicht mehr zusammen. Nachdem Guinglain am Ende des großen Turniers in den Vorschlag des Artus eingewilligt hat, die von ihm erlöste Dame, *La Blonde Esmeree*, zu heiraten, beschließt der Erzähler den Roman mit einer ingenösen Drohung, die er an seine eigene Dame richtet: es liege ganz bei ihr, ob er den Roman weiterführe und Guinglain seine *amie*, die von ihm

Or puist Diex les prisons maintenir et aidier,
Car durement se painent paien de l'exploitier!
D'une liue ne pueent no François aprocier;
Du rescoure les contes n'i a nul recouvrier.

Doch schon die nächste Laisse stellt das emotionale Gleichgewicht mit einem Gelöbnis Rolands wieder her, das der Jongleur durch einen epischen Vorgriff bestätigt (v. 1774 sq.):

Rollans, li niés Karlon, a moult forment juré
K'il ne retournera en trestout son aé
Si ara les barons, se Dius plaist, aquité;
Mais ce ne sera mie dechà .ii. mois passé,
Car Sarrazin s'en vont, qui vuident le regné.

²⁹⁾ *Les sens de l'aventure et de l'amour*, Paris 1947.

schnöde verlassene schöne Fee *as blanches mains*, wiederfinden lasse — wenn ihn seine Dame nicht erhöere, so werde er sich als Autor rächen, indem er dafür Sorge, daß der Romanheld seine wahre Freundin niemals wieder in den Armen halten werde³⁰⁾.

Der hier vorliegende, ironische Romanschluß ist in unserem Zeitraum einzig dastehend und damit zu isoliert, um schon modernisierende Rückschlüsse auf ein neues Bewußtsein der Individualität des Autors zuzulassen³¹⁾. Für unsere gattungsgeschichtliche Betrachtung ist dieser Schluß des *Bel Inconnu* aber in anderer Hinsicht bedeutsam. Hier bekundet sich zum ersten Male in ausdrücklicher Formulierung, daß einem Autor jenes fiktionale Stilprinzip der Gattung bewußt war, welches die märchenhafte Wahrscheinlichkeit des neuen Versromans am schärfsten von der ungeschiedenen episch-geschichtlichen Wahrheit der alten *Chanson de Geste* unterschied. Zugleich wird darin sichtbar, daß diese neue Form des Romans für das Publikum in der Tat durch eine andere poetische Sageweise, die freischwebende Wahrheit des Märchens im Unterschied zu der historischen Wahrscheinlichkeit der Sage, bestimmt war. Denn der Effekt, den der Autor des *Bel Inconnu* mit seinem ungewöhnlichen Schluß erzielt, wäre verloren, wenn er nicht voraussetzte, daß sein Publikum die letzte, noch ausgebliebene märchenhafte Wunscherfüllung, daß es zu einer Vereinigung des Romanhelden mit der schönen Fee

30) Quant vos plaira, dira avant,
U il se taira ore a tant.
Mais por un biau sanblant mostrer
Vos feroit Guinglain retrover
S'amie, que il a perdue,
Qu'entre ses bras le tenroit nue.
Se de çou li faites delai,
Si ert Guinglains en tel esmai
Que ja mais n'avera s'amie.
D'autre vengeance n'a il mie,
Mais por la soie grant grevance
Ert sor Guinglain ceste vengeance,
Que ja mais jor n'en parlerai
Tant que le bel sanblant avrai (vv. 6253—66).

31) A. FIERZ-MONNIER: *Initiation und Wandlung: Zur Geschichte des altfranzösischen Romans im zwölften Jahrhundert von Chrétien de Troyes zu Renaut de Beaujau*, Bern 1951, vgl. bes. p. 201 sq. — Erst nachträglich kam mir der Aufsatz von Alfred ADLER: *Thematic development of Olivier's duel with Fierabras, Romanische Forschungen* 70 (1958) pp. 267—277, zur Kenntnis. Diese ausgezeichnete Interpretation, in der auf methodisch beispielhafte Weise der Schritt von der Beschreibung des nur 'Topischen' zu der Aufdeckung des ästhetisch Einmaligen im scheinbar stereotypen 'style formulaire' vollzogen wird, hat mich von dem besonderen literarischen Rang des Fierabras-Verfassers vollauf überzeugt. War ich bei meiner Strukturanalyse, die auf die unterscheidenden allgemeinen Merkmale der Gattung gerichtet blieb, nur beiläufig auf die parodistische Begabung des Autors gestoßen (vgl. Anm. 24), so findet diese Beobachtung nun in Adlers Interpretation, die dem Einmaligen der ästhetischen Leistung zugewandt war, ihre richtige Stelle. Das komplementäre Verhältnis der beiden Untersuchungen tritt besonders auch an dem Punkt zutage, wo ich für das Wegwerfen des Wunderbalsams eine rein funktionelle Erklärung gebe (nach Anm. 15), während A. diesen Zwischenfall im Zusammenhang des von ihm aufgedeckten Leitthemas einer „uncertainty as to what one should love or hate“ (p. 269) zu deuten sucht.

kommen möge, erwartete und vermißte. Die programmatische, von König Artus angeordnete Heirat mit der zwar märchenhaft erlösten, aber nicht geliebten anderen Dame mußte den Leser des *Bel Inconnu* als nicht märchenhafter Schluß enttäuschen. In der vorangegangenen Tradition des Artusromans war die erlöste Dame immer zugleich die geliebte; den neuen Kasus des *Bel Inconnu* wußte Renaut de Beaujeu offensichtlich noch nicht als Konflikt zu gestalten. Er fand statt dessen einen Ausweg, der ein weiteres Mal bestätigt, daß dem im XII. Jahrhundert entstehenden abendländischen Roman die poetische Sageweise des Märchens vorauslag, der zugleich aber auch die zukünftige Entwicklung der Gattung anzeigt, die von Cervantes über Sterne und Flaubert bis zur Gegenwart gerade aus der ironischen Auflösung märchenhafter Erwartungen ihre neue poetische Substanz gewinnen sollte.

Wenn ich hoffen dürfte, Sie — meine verehrten Zuhörer — mit diesen Ausführungen wenn nicht von meiner These, so doch vielleicht von dem eigentümlichen Reiz überzeugt zu haben, den die altromanische Dichtung gerade durch ihre Gegenwartsferne auch heute noch auf uns auszuüben vermag, so hätte meine Vorlesung das eine ihrer beiden Ziele erreicht. Das andere lag in der Absicht, Ihnen durch die methodische Verbindung von romanischer Philologie und allgemeiner Theorie der literarischen Gattungen eine Vorstellung von den Fragestellungen zu geben, die durch den Plan einer zwischenfachlichen Schwerpunktbildung im Grenzbereich der Poetik, Hermeneutik und Literaturkritik im nächsten Jahr von Kollegen der neuentstehenden Philosophischen Fakultät in Angriff genommen werden sollen — ein Plan, für den die besondere Gunst von Ort und Stunde des Wiederaufbaus der alten Ludoviciana eine gewiß seltene Voraussetzung bietet.

Sprachschichten im Mittelalter

Wir*) haben es heute verhältnismäßig leicht, sprachliche Schichten etwa innerhalb eines Dorfes, einer Stadt, einer Landschaft oder eines ganzen Sprachgebietes festzustellen. Wir können mit einiger Schulung das gesprochene Wort eines jeden Menschen phonetisch ziemlich genau wiedergeben, wenn auch die Darstellung der Wort- und Satzakkente sowie der Satzmelodie gewisse Schwierigkeiten hierbei bietet. Vor allem aber ist es uns heutzutage möglich, mit Hilfe des Tonbandes die Sprache eines jeden bis in alle Einzelheiten aufzunehmen und aufzubewahren, genaue phonometrische Messungen daran vorzunehmen und so exakte Beobachtungen über Vokalhöhe, Vokallänge, Akzente und Akzentbewegungen beim Einzelmenschen zu machen und Durchschnittswerte für den Einzelnen, für ein Dorf und eine Landschaft zu ermitteln. Die Technik hat uns solche Hilfsmittel anhand gegeben, daß jetzt die Frage der Bewältigung der vielen exakten Daten schon schwieriger geworden ist als ihre Beschaffung. Wendet man sich aber dem Mittelalter zu, will man mittelalterliche Mundart, die Grundschrift der Sprache, erfassen, so türmen sich die Schwierigkeiten. Das liegt vor allem daran, daß wir notwendigerweise nur schriftliche Quellen zur Verfügung haben. „Mundart lebt aber im Gesprochenen, nicht im Geschriebenen“, wie Karl Bischoff mit Recht betont. Wir sind zwar über die mittelalterliche Hoch- und Schreibsprache der einzelnen Landschaften mehr oder weniger gut unterrichtet, und auch die Mittelschicht der Sprache ist in vielen Fällen greifbar, aber die sprachliche Grundschrift können wir nur sehr schwer fassen, weil es eben praktisch keine mundartlichen Texte des Mittelalters gibt. Kein mittelalterlicher Schreiber will auch nur, selbst wenn er phonetisch geschult wäre, die Sprache der untersten Volksschichten in der Stadt oder auf dem Lande aufzeichnen. Das gilt auch für die Dichter, die gelegentlich Szenen aus dem bäuerlichen Leben darstellen, wenn wir auch hier am ehesten mundartnahe Wörter, weniger Lautungen erwarten dürfen. Wer schreibt, will im allgemeinen so schreiben, daß möglichst viele und zwar meistens möglichst viele der Ober- und Mittelschicht ihn verstehen. Er meidet daher Wörter, Formen und Lautungen, die grob-mundartlich sind oder die er dafür hält. Auch seine Ausbildung in einer bestimmten Schule oder Kanzlei mit ihrer festen Schreibtradition, ihrem mehr oder weniger folgerichtigen Rechtschreibsystem stellt sich grundschriftlichen Formen entgegen. Die angeführ-

*) Antrittsvorlesung an der Naturwiss.-Phil. Fakultät der Justus Liebig-Universität in Gießen, am 29. November 1962.

Ich hoffe, über die Sprachschichten im Mittelalter demnächst einmal in großem Zusammenhang zu handeln. Daher habe ich die Antrittsvorlesung so belassen, wie sie gehalten wurde, und nur einige Belege und Literaturangaben in den Anmerkungen gegeben. Auch so wird der Fachmann wissen, wem ich verpflichtet bin.

ten Gründe und noch manches mehr verhindern es, daß wir über Texte der sprachlichen Grundschicht aus dem frühen und späten Mittelalter, ja auch der frühen Neuzeit, verfügen können.

Wie können wir nun doch noch, wenn nicht Texte der Grundschicht, so doch wenigstens ihren Wortschatz, ihre Formen und Lautungen in den Griff bekommen? Man darf wohl davon ausgehen, daß Schriftstücke, die für ein örtlich begrenztes Gebiet und für eine bestimmte untere soziale Schicht ausgefertigt wurden, also etwa Weistümer von Hof- und Nachbargemeinschaften, von Markgenossenschaften, Urkunden niederer Gerichte und ähnlicher Institutionen, am ehesten Lautungen und Wörter enthalten, die der sprachlichen Grundschicht näher stehen oder gar im günstigen Falle rein mundartlich sind, zumal ja in diesen Schriftstücken oft von Dingen — etwa von der bäuerlichen Arbeit in Wald und Feld — gehandelt wird, die den höheren Schichten oder den Städtern wenig oder nicht vertraut sind. Auch können private Aufzeichnungen, Rechnungs- und Tagebücher, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind, Material bringen. Ebenso lohnt es sich, Chroniken zu durchforschen, da in ihnen oft die Reden und Gegenreden streitender Parteien angeführt werden. Aber diese sowohl wie jene Quellen tauchen erst verhältnismäßig spät auf.

Wichtig scheint mir das Namenmaterial der Urkunden aller Art zu sein, da Namen im allgemeinen, besonders wenn sie nicht geläufig sind oder der Schreiber in der mundartlichen Form die hochschichtliche nicht erkennt, gern so wiedergegeben werden, wie der Schreibende sie zu vernehmen glaubt. Außerdem können wir mit Hilfe der Namen in weit frühere Zeiten dringen, da wir hierfür ja auch mit gewissen Vorbehalten die lateinisch geschriebenen Urkunden benutzen können. Auch da werden Urkunden mehr örtlicher Art ertragreicher sein als Kaiser- und Fürstenurkunden, bei denen die Schreiber leicht geneigt sind, die — sagen wir — offizielle Lautung niederzuschreiben.

Manche Aufschlüsse können wir aus Verschreibungen, vor allem aber aus hyperkorrekten Schreibungen gewinnen. Diese zeugen stets von einer Unsicherheit, wie sie besonders bei „Halbgebildeten“ der Mittelschicht auftritt, wenigstens heutzutage. Aber auch im Mittelalter geben sie zu erkennen, daß der Schreiber zwar über die Sprache, die er niederschreibt, nachdenkt, nur daß er aus Unkenntnis der wirklichen Gegebenheiten falsch reflektiert. Er will Grobmundartliches meiden und stößt nun auf Lautverbindungen, die er für grobmundartlich hält, die aber hier durchaus ihr angestammtes Recht haben.

Auch die Reimverbindungen können aufschlußreich sein. So wird man vermuten dürfen, daß ein Dichter die Lautung *-nd-* wie *-ng-* aussprach, wenn er ständig beide miteinander reimt. Doch muß man hier, jedenfalls für die frühmittelalterliche deutsche Dichtung, aber auch für manche spätere, mit unreinen Reimen rechnen. Trotzdem scheint es mir, daß mancher „unreine“ Reim durchaus rein wird, wenn man mundartliche Lautungen ansetzen darf.

Schließlich kann auch entscheidend helfen die moderne sprachgeographische Forschung, die aber zur Sicherung ihrer Ergebnisse stets durch sprachgeschichtliche Untersuchungen an möglichst umfangreichem mittelalterlichem oder sonstigem historischen Material (Ortsnamen) gestützt werden muß.

Gelegentlich stößt man auch in mittelalterlichen Quellen auf Äußerungen, die erweisen, daß die verschiedenen Sprachschichten ins Bewußtsein gedrungen waren. So spricht Mechthild von Magdeburg vom *waren gottes grûs, der machet die sele ir selben offenbar* und meint: „*so grûsset er si mit der hove sprache die man in dirre kuchin nit vernimet, und kleidet sie mit den kleidern, die man ze dem palaste tragen sol*“; und im norwegischen Königsspiegel aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts gibt der Vater dem Sohn Anweisungen, wie er sich zu verhalten habe, wenn er mit den übrigen Gefolgsleuten den König auf einem Ausritt begleitet: *Nú kallar konongr á þek með ákveðno nafni: þá varazt þú þat at þú kveðir hværki hú né há eða hvat; á móti tak heldr svá til orðs: „já, herra, ek heyri gjarna.*“ Nun ruft dich der König mit deinem Namen an, da hüte dich zu antworten mit *‘wa’* oder *‘wat’* oder *‘was’*, sprich lieber so: „Ja, Herr, ich höre gern.“

Wenn man nun Glück hat — und ein wenig Finderglück braucht auch der Philologe — dann trifft man auf eine Handschrift, deren Schreiber offenbar sich der Tatsache bewußt geworden ist, daß es verschiedene Sprachschichten innerhalb seines Gemeinwesens gibt, und der nun, weil er möglichst alle Schichten erreichen will, Doppelformen anwendet, und zwar sprachliche Doppelformen, nicht stilistische, wie wir sie aus vielen Schriften, besonders des späten Mittelalters, kennen.

Eine solche Handschrift vom Ende des 14. Jhs. befindet sich im Historischen Archiv der Stadt Köln; sie trägt die Signatur G. B. 8° 69, stammt aus dem Kreuzbrüderkloster und enthält asketische Texte mancherlei Art — Gebete, Andachtsübungen, ein Stück von Meister Eckhart, ein Fragment von Jan van Ruusbroecs *‘Spiegel der eeuwighen Salicheit’*¹⁾, eine Anleitung zum Malen von Bildern zu den 10 Geboten in lateinischer Sprache mit deutschen Versen u. a. m.

Der Schreiber oder die Schreiber — Menne unterscheidet 6 Hände — führen oft zwei Formen eines Wortes an, die sie mit *eff* ‘oder’ verbinden. Die erste Form ist die grundschriftliche, die zweite die hochschichtliche. Manchmal stehen beide Formen unverbunden nebeneinander, die erste dann gelegentlich durchstrichen oder unterpunktirt. Manchmal wird die zweite Form auch durch ein *dat is* . . . eingeführt.

Ich muß Ihnen nun leider zumuten, eine Reihe von mittelhochdeutschen, mittelniederländischen und mittelfränkischen Wörtern zu hören und aufzunehmen. Dies ist notwendig, um die Folgerungen

¹⁾ Von mir veröffentlicht in der „Festschrift für Ludwig Wolff zum 70. Geburtstag“.

verstehen zu können. Ich werde mich bemühen, Sie nicht zu ermüden, und werde nur jeweils einige Beispiele vorführen.

Im folgenden will ich eine kleine Auswahl der Doppelformen dieser Handschrift vorführen, die hinsichtlich der Lautlehre, der Flexion, der Syntax und des Wortschatzes unsere Aufmerksamkeit erregen, und will versuchen, diese Tatsachen in einen großen Zusammenhang zu stellen.

Da heißt es „*wye grois dan dyn andait eff andacht is*“²⁾ und an anderer Stelle³⁾ „*Die seuende ist vorte eff vorchte die hait oitmo-dicheit*“.

Sie sehen, es handelt sich hier um den Ausfall von *ch* vor folgendem *t*. Da ich darüber kürzlich in der Zeitschrift für Mundartforschung⁴⁾ ausführlich gehandelt habe, kann ich mich kurz fassen. Wir haben es bei diesem Ausfall des *ch* offensichtlich mit einer Erscheinung der sprachlichen Grundschrift zu tun, die heute noch relikthhaft in deutschen Dialekten z. B. im Ripuarischen anzutreffen ist. Im 13. Jahrhundert sind die spiranslosen Lautungen mehr oder weniger stark verbreitet in einem weiten Gebiet, das vom Kölner Raum bis ins Alemannische und von Lothringen bis ins Bayrische reicht, wobei man gewisse Schwerpunkte im Mittelfränkischen, im Alemannischen (Elsaß und Schweiz) und um Augsburg feststellen kann. Aufs Ganze der überlieferten Urkunden gesehen, ist das Auftreten doch spärlich. Das spricht neben anderem für eine Lautung der sprachlichen Grundschrift.

Diese Erscheinung hängt wohl sicher mit der Entwicklung dieser Lauterscheinung im Französischen zusammen. Vgl. *directum* > *droit*. Es gibt solcher Zusammenhänge noch mehr. Ich weise hier auf die Velarisierung von Vokal + n + Dental (*grand, grande, — hoyk — hōŋ; vin — wing*), auf Ausfall des intervokalischen *d* (*aimée* < *amada* < *amata* und rhein. *lāje* = *laden*), auf die Entwicklung von *-ld-* und *-lt-* (*haut, haute* < *altus, alta*, ndl. *houden* = *halten*; auch in rheinischen Dialekten vorkommend) u. a. m. Auch zum Englischen bestehen beim Ausfall des *ch* sicher Beziehungen, wenn auch die heute in England herrschende spiranslose Aussprache — bisher wenigstens — erst aus dem 14. Jahrhundert sich nachweisen läßt. Hier wie im Nordischen ist eine zuerst grundschriftliche Lautung hochsprachlich geworden. Im Nordischen ist die Erscheinung mindestens seit dem 7. Jahrhundert zu belegen.

Für die dazwischenliegenden Gebiete des Niederdeutschen und Niederländischen sind die Belege spärlich, etwas zahlreicher in der älteren Zeit. Sie reichen aber doch m. E. aus, um die Brücken von deutschem Gebiet nach England und Skandinavien zu schlagen. Folgerungen hieraus zu ziehen wollen wir noch etwas aufschieben.

An anderer Stelle der Handschrift finden wir „*mer die hopen eff daz hoffen* (46 r 19); „*onde suikende eff suchent dat alrebeste* (f 19 r 18 f) „*alß honich bouen honich raten off raßen*“ (f 46 r 19 f).

²⁾ 17 r 6 ff.

³⁾ 20 r 29 f.

⁴⁾ XXVIII (1961), 97 ff.

Sie wissen, daß das nördliche Mittelfränkische oder Ripuarische die germanischen Tenues *t*, *p*, *k* unterschiedlich verschiebt. *t* wird in allen Stellungen wie im heutigen Hochdeutschen verschoben, ebenso *k*; *p* wird nur zwischen Vokalen zu *ff*, während sonst stets *p* erhalten bleibt. Dies gilt für die ripuarische Schreibsprache des Mittelalters und auch im wesentlichen für die heutigen Dialekte, aber mit gewissen Ausnahmen: so wird in Mittelalter und Neuzeit nicht verschoben das *t* in *it*, *dit*, *wat*, *dat*, *allet*, *tüschen*, 'zwischen' *tol*, *kurt*, *schottel*, ferner heißen die Präterita von *setzen*, *stürzen*, *grössen*, *besetzen* u. a. *satte*, *gesat*, *sturte*, *gesturt*, *groete*, *gegroet*, *beschatte*, *beschat*. Ebenso wird *k* nicht verschoben in Wörtern wie *soeken*, *reken*, 'reichen' *sich geneken*, 'sich nähern'.

In den obigen Beispielen wäre *suikende* also echt ripuarisch, *suchent*, die verschobene Form aber „oberdeutsch“, von „südlicher Herkunft“, *raten* und *hopen* aber Formen, die wir nur nördlich der Benrather Linie erwarten sollten.

Aber schauen wir uns den heutigen land- und stadtkölnischen Dialekt einmal an.

t ist nicht verschoben in *taken* 'Zacken' (Hämorrhoiden), *tif* = 'Hündin'; *timp*, auch *tsemp*, 'Zipfel', 'Ecke', 'Spitze'; *Tinn* 'Wasserzuber' (in Köln im 19. Jh. *zing* < spätl. *tina*). *tirvel* 'Umdrehung' nhd. Zirbel; *sich tirvele*, 'sich drehen'; *jrüt* bzw. *jüet* 'Grütze'. Ferner *bäte*, 'nützen', zu *bat*, besser; *lēt*, praet. v. *løse*, 'lassen'; mfrk. stets 'lies'; *Klüt*, 'Kloß'; *schnüt* 'Schnauze', *plüte*, 'abgetragene Kleidung'; *sprüt*, 'Sproß', von 'sprießen' (*sprütekül* = Rosenkohl); Komp. v. *grōs* hieß im 19. Jh. in Köln noch *grōter*. Und bei *p*? *kīp*, 'Rückenkorb'; *knīpe*, 'Auge kneifen', *knīp*, 'zusammenklappbares Messer'; *schlap*, 'schlaff', *schlöp*, 'Schlinge'; *āp*, 'Affe' (mfrk. stets *affe*). Und *k*? *duke*, 'tauchen'; *krēkel*, 'Kriecher, Schlehenpflaume'; *pōke*, 'prahlen' (nhd. *pochen*); *wēk*, 'Lampendocht'; *spack* mhd. *spach*, 'knapp, wenig, eng'. Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß diese nicht verschobenen Wörter meistens der Grundschrift der Sprache, einem bäuerlichen, kleinbürgerlichen Lebenskreis angehören.

Es könnte also doch wohl sein, daß die unverschobenen Beispiele aus unserer Handschrift, die sich leicht vermehren ließen, Menschen aus der sprachlichen Grundschrift ansprechen sollten, daß also im 14. Jahrhundert diese Sprachschicht des Ripuarischen die Lautverschiebung noch nicht oder erst bei wenigen Wörtern durchgeführt hatte, während die Mittel- und Hochschicht der Sprache diese schon weitgehend benutzte und, wie *suchent* zu zeigen scheint, versuchte, auch die wenigen Wörter, die noch keine Verschiebung zeigten, zu verändern, in diesem Fall aber ohne Erfolg, da es noch heute in Köln *sōke* heißt.

Eine genauere Untersuchung scheint unsere Annahme zu bestätigen. Ich habe Hunderte von Beispielen aus mittelfränkischen und anderen Quellen des Mittelalters gesammelt, die wider Erwarten keine Verschiebung zeigen. Ich hoffe, sie bei Gelegenheit einmal alle vorführen zu können. Heute will und muß ich mich mit einigen Hinweisen begnügen.

Aus Kölner Schreinsurkunden und -büchern des 12. und 13. Jhs. seien einige Namen angeführt: *Bruko* neben *Bruche*, *Dumikin*, *Horneken*, *Kikelrime*, *Makeioie*, *Solrebuke*, *Medemekere*, *Blothe* neben *Bloz*, *Vlotschif* neben *Vlozschiff*, *Dop* neben *Doph*. Aus Morant u. Galie (Anfang 13. Jh.): *geruken: versucken* (C 251) (öfters); *mut: but* (Buße) (C 3023); *bart: swart* (3056). Gotfrid Hagen, Stadtschreiber (ca. 1270), sprach nach Ausweis der Reime: *schat*, „schatz“; *bat*, „baz“, *gat*, „geaz“; *vat*, „vaz“; *hat*, „haz“. Ferner: *voet*, ‘Fuß’, *groit*, ‘groß’, *doek*, ‘Tuch’; *kirke*, ‘Kirche’; *zoeverlait*, aber *uis*, *weis*; ferner: *porte*, und nicht *portze*. Der träumende Mönch (ca. 1430) reimt *undersait: hait* 1487, aber *undersais: hais* 1415; *plaite: baite* 3911, ‘Nutzen, Frommen’; *klercke: kercken* 7188; *kirchen: myrcken* 10716; *geneken: teyken* 8980. So könnte ich fortfahren, stundenlang, aus Urkunden, Weistümern, Reiseberichten, Predigten und anderen Quellen. Aber noch etwas fiel mir auf. Ein sehr häufiges Wort in Gebetbüchern des 14./15. Jahrhunderts ist „groessen“ mit dem Part. prät. „gegroot“. Für das Substantiv „Gruß“ fand ich gelegentlich „groetze“ und ebenso auch für die Formen des Präsens und Infinitivs. Es hieß da: *Ych groitzen dych . . . frundtlich groitzen . . . he weilt groitzen, got grutze dich Maria* u. ä.

Weiteres Suchen ergab weitere Beispiele:

In Gebetshandschriften des 14./15. Jhs. fanden sich: *van me vlitze . . . die vlitlich minsche*, *heitz*, *stotzen*, ‘stoßen’; *witz* ‘weiß’; *grotz*, ‘groß’, *nittzeln* (acc. pl.), ‘Nesseln’, vgl. *Brennetzel*, Bad Ems; *Dorch syne voitze*. Morant u. Galie: C 137 *De was geheitze sich*: C 155 zu *batz: gehatz*; C 1312 *myt synen uutzen* (A voessen); 1536 M (13. Jh.) *mit ire witzer hant sie streich*; 2226 *dat witzit zwaren* (A dto.), und so öfters, besonders in C, der Kölner Handschrift. Ripuarische Klosterpredigten (13. Jh.): *netzede* ‘Nässe’ (vgl. *Netz* = Nässe in Bad Ems). Kölner Schreinsurkunden: *Attistrachin* (ca. 1250), da es auch *Erenporchen* (= portzen) heißt, so muß man hier auch wohl *stratzin* lesen. Ebendort auch *stetza*, *Stezza*, neben ‘*Stessa*’ und, etwa 100 Jahre später, ‘*achter der stessen*’; *bretze*, ‘ein Bretterzaun’.

Es fällt auf, daß es sich meist um Wörter handelt, bei denen ursprünglich auf den Dental ein *i*- oder *j*-Laut folgte. Und nun ist es merkwürdig, daß dieses *tz* auch in Quellen vorkommt, die aus nicht verschiebenden Gebieten kommen.

Das Glossarium von Bern (ca. 1300), wohl aus limburgischem Gebiet, hat ‘*cletce*’, ‘Klette’, das *Gerd van der Schuerens Teuthonista* von 1477 mit ‘*clessen of cletten*’ und ‘*kletzen of kletten*’ wiedergibt. Diese Lautform lebt noch heute im klevisch-geldrischen Raum als ‘*Kletz*, *Kletze*’. Der Teuthonista bringt u. a. noch: *creytzen*, ‘vexare’, in meiner Heimat im Südniederfränkischen ‘*krête*’, im Ripuarischen ‘*kreitzen*’; ‘*wentzelen*’ neben ‘*wyntelen*’, ‘sich wälzen’ (*Dat wentzelen der verken in den Dreck*). Eine niederrheinische Pilgerschrift von ca. 1470 überrascht uns durch Formen

wie „die gatzen“, ‘Gasse’. wie noch heute im Südniederfränkischen, aber auch in Venlo; *die stratse*, ‘Straße’.

Auch die heutigen Mundarten geben eine Reihe von Beispielen: ‘kreitz’, ‘Kreis’, im Ripuarischen und weiter südlich bis zum Rheinfränkischen, *lats*, ‘Latte’, vor allem im Ripuarischen. Aus nicht verschiebendem Gebiet nenne ich: *wēdse*, ‘Weiden’, aus der Heinsberger Gegend, ‘wietze’ aus Venlo; ‘hits’, südniederfränkisch, limburgisch (Roermond); ‘schoets’, Roermond; aus dem Limburgischen nördlich Maastricht ‘*sproatse* u. ‘*špratse*’, ‘Sprossen’, aus meiner Heimat ‘*wentzele*’, *jelz*, ‘unverschnittenes weibl. Schwein’; *mādsen* neben *mādden*, ‘mitten’; vgl. Hasselt: *enemets*; *ätzich*, ‘Essig’ (vgl. *etick*, *edick*, *essich* Teuth.); *leāvenzich* < *leventich*, ‘lebendig’; ‘*enzige*’ < *entige* (vgl. Tongern *entege*, Hasselt ‘*entsege*’). Das möge genügen.

Es scheint, daß es im Fränkischen in einer bestimmten Sprachschicht, vermutlich der Grundsicht, ein Lautgesetz gegeben hat, wonach Dentale vor hellen Lauten (*i* bzw. *j*) mouilliert wurden, d. h. selbst *i*-Klang annahmen und dann einen *s*-Laut entwickelten⁵⁾. Auch dies wäre, nebenbei gesagt, wieder eine Parallele zur romanischen Lautentwicklung, wo ja ebenfalls lat. *t* vor *i* zu *ts* bzw. *s* wurde. Stimmt obige Annahme, dann erklärt sich vielleicht hierdurch auch der Umstand, daß die *t*-Verschiebung sich im Fränkischen am stärksten durchgesetzt hat. Man kann dann mit Schützeichel in seinen „Grundlagen des westlichen Mitteldeutschen“ an autochthone Lautentwicklung denken oder aber die Meinung vertreten, daß das Fränkische, weil es bei manchen Wörtern einen der oberdeutschen Entwicklung entsprechenden Stand erreicht hatte, um so eher in seiner Hochschicht geneigt war, auch andere Wörter diesem Lautstand anzupassen. Übernommen wird ja nicht die Lautverschiebung als Gesetz, sondern immer das einzelne Wort mit Lautverschiebung, das dann durch Analogie andere beeinflußt. Eine Entscheidung zu treffen ist wohl noch zu früh. Hier sind noch genauere Untersuchungen, die aber wohl nur in Gemeinschaftsarbeit, im sogenannten ‘Teamwork’ durchzuführen sind, vonnöten. Mir scheint aber, daß die Geschichte der Lautverschiebung im Mittelfränkischen einleuchtender wird, wenn meine Ausführungen der geschichtlichen Wirklichkeit nahe gekommen sind. Und das spricht doch etwas für diese meine Überlegungen. Soviel von der Lautverschiebung in den rheinischen Landen und ihrer Bedeutung für die Erkenntnis der sprachlichen Grundsicht im Mittelalter.

Kehren wir noch einmal zu unserer Handschrift zurück. Da lesen wir: *he eff er salse zu sich gryffen eff entfangen.* 97 v 21 f. *Dye wye wire Ee begingen.* 56 v 9. *Auer der vrede den der mensche dar ynne heft dat em . . . die vrede macht . . . onde dat en is die vrede neyt den got meynt.* 68 v 7 ff.

⁵⁾ Auch die altsächsischen Personenkurznamen mit *z*, die neben solchen mit *-tt-* oder *-dd-* stehen, zeigen vielleicht diese Entwicklung, brauchen also nicht als verschobene Formen angesehen zu werden, d. h. es braucht kein hochdeutscher Einfluß vorzuliegen. Vgl. *Attio* — *Azzo*; *Attiko* — *Azoko*; *Hettil* — *Hezich*; *Iddilo* — *Iziko*; *Maddo* — *Mazzo*; *Uuita f.* — *Wizzo*.

Sie sehen, es handelt sich hier um Pronominalformen, die einmal wie im Hochdeutschen mit *r* auftreten, dann aber auch wie im Niederdeutschen, Niederländischen und Englischen das *r* entbehren. Man hat — und das mit Recht — in diesem Gegensatz der Pronominalformen eines der wichtigsten Kennzeichen des Hochdeutschen einerseits und der westgermanischen Sprachen, welche die zweite Lautverschiebung nicht kennen, also des Niederdeutschen, Niederländischen, Friesischen und Englischen andererseits gesehen.

Es ist nur merkwürdig, daß viele Quellen des Mittelalters diese Formen mehr oder weniger regellos durcheinander brauchen. Beginnen wir mit *he* und *er*, zu denen sich noch *her* gesellt. Der ahd. Tatian, entstanden in Fulda im ersten Drittel des 9. Jhs., hat neben herrschendem *her* (ca. 650 Belege) ca. 50 *er* und 6 *he*, oft in unmittelbarer Nachbarschaft. Z. B. 84, 2 *he*; 84, 7 und 84, 8 *er*, 85, 3 *her*.

11 '*her*' gegen 3 '*er*' hat der Weißenburger Katechismus, das Ludwigslied, wohl im Westfrankenreich entstanden, hat 24 *her*, 5 *er*, und zwar in der Enklise und 1 *he*; das Basler Rezept I, aus Fulda stammend, 3 *he*; der 2. Merseburger Zauberspruch 1 *he*, *Otfried*, Handschrift F (München-Freising) hat fünfmal *her*, das aber an einer Stelle (II, 7, 34) in allen Handschriften belegt ist. Die kurzen Fragmente der altalem. Psalmenübersetzung enthalten 1 *er* und 1 *her*, das aber wohl nicht hierher gehört.

Die Heidelberger Handschrift des '*Rother*' hat im ersten Teil meist '*her*', im zweiten meist *he*. Der '*Graf Rudolf*' neben '*er*' viele '*her*', die Leipziger und Münchner Fragmente von Heinrich von Veldekes *Servatius* haben ebenfalls '*he*' neben '*her*' und '*er*'.

Die rheinischen Dichtungen des 13. Jhs., die A. Bach Meister Zilies von Seine zuschreibt, haben ebenfalls in den verschiedenen Handschriften '*he*', '*her*' und '*er*' nebeneinander. Auch der Karlmeinet kennt dies, allerdings kommt '*er*' dort selten neben '*he*, *hye*' vor, jedoch einmal (466, 24) im Reim auf '*her*', '*hierher*'. '*Her*, *he*' und '*er*' durcheinander gebrauchen wieder die wohl thüringischen Spiele von den Zehn Jungfrauen und der hl. Katharina. Auch unsere Handschrift kennt keine feste Regel. Es finden sich z. B. auf 28 r 6 '*er*', 2 '*her*' und 2 '*he*', auf 36 v 8 *er*, 1 *her* und 4 '*he*' bzw. '*hi*'. Die Beispiele ließen sich leicht vermehren.

Wie soll man diesen Sachverhalt verstehen?

Es kann sich natürlich gelegentlich um stehengebliebene Formen einer Vorlage handeln, die der Schreiber nicht alle geändert hat. Auch kann ein Vordringen südlicher oder nördlicher Formen eine Unsicherheit beim Schreiber hervorrufen, die sich in den verschiedenen Formen dann äußert. '*her*' könnte dann eine Kompromißform, eine Kontaminationsform aus '*he*' und '*er*' sein, die aber — ich möchte das betonen — gesprochen wurde und wird. Mir scheint aber, daß dies alles nicht ausreicht, um jene seltsame Erscheinung zu erklären.

Mit Hans-Friedrich Rosenfeld⁶⁾ gehe ich davon aus, daß das Pronomen **iz*, **ez*, unser *'er'* einmal gemeingermanisch war. Dieses ursprünglich, wie lat. *'is'* zeigt, demonstrative Pronomen, das recht lautschwach war, wurde durch ein *h-* verstärkt, das etwa noch in *heute* < *hiutagu*, *heuer* < *'hiu jaru*, *hinte* < *'hiu nachtu'*, ferner in got. *'himma daga'* usw. zutage tritt. Ich möchte nun annehmen, daß beide Formen **ez*, **iz* und **hez*, **hiz* im Westgermanischen — im Nordischen ist es etwas anders — nebeneinander bestanden haben, und zwar **ez*, **iz*, aus denen ahd. *'er*, *'ir'* entstanden, ursprünglich vorwiegend enklitisch, **hez*, **hiz*, mehr in betonter Stellung. Aus *'hez'* entstand dann *'her'*, das dann auch sein *r* verlieren konnte, so daß drei Grundformen nebeneinander bestanden: *'er'*, *'her'* und *'he'*. Abfall des *'r'* < **z* kennen wir auch noch bei *'wir*, *'ir*, *'mir*, *'dir*, *'der* und *'wer'*, worüber gleich mehr. Es hängt vielleicht, ich betone vielleicht, mit dem französischen Abfall des *r* in der Endung *-er* zusammen.

Nun liebt es im allgemeinen die Sprache nicht, Doppel- oder gar Dreifachformen zu benutzen. Diese Formen treten in einen Kampf zueinander, der natürlich von den lebendigen Menschen ausgefochten wird. Im Oberdeutschen und in Teilen des Mitteldeutschen siegt die Form *'er'*, in den übrigen westgermanischen Sprachen *'he'* bzw. *'hi'*. *'her'*, das im Mittelalter noch, wie sie sahen, weit verbreitet war — so weitverbreitet, daß es aus diesem Grunde kaum eine Kontaminationsform sein kann, wie auch W. Foerste meint — verliert mehr und mehr an Boden. Jene Quellen, die ein Nebeneinander dieser Formen zeigen, scheinen mir kostbare Dokumente jenes Kampfes der Doppelformen zu sein. Daß die Grundschrift der Sprache oft anders entscheidet als die Hochschicht, zeigt jenes oben erwähnte *'he eff er'* der Kölner Handschrift; denn Köln sagt noch immer *'he'*, obwohl es sonst in vielem mit dem Oberdeutschen zusammengeht.

Haben wir nun noch, wenn auch nur spurenhafte, Belege dafür, daß ehemals oder noch jetzt in Gebieten, die heute *'he'* haben, sowohl dieses wie *'er'* bestehen oder bestanden haben? Ja, es läßt sich einiges wenige dafür beibringen. Im Limburgischen, das in betonter Stellung durchaus *'he'* oder *'her'* hat, wird z. T. in enklitischer Stellung *-er* noch gebraucht, so z. B. in Maastricht⁷⁾. Dieses Nebeneinander ist dort alt. Schon Bruchstücke von Heinrich von Veldekes Servatius aus der Zeit um 1200 haben *sander*, 'sandte er', *stigtedeher*, 'stiftete er', *wolder*, 'wollte er'; *dat er*, 'daß er', *als er*. Daneben allerdings auch *'kunde he'*, *'mogte he'*, *'dat he'*. Betont steht immer *'he'*. Auch die spätere brabantisch-limburgische Bearbeitung der Servatiuslegende überliefert in einer Handschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, braucht neben betontem *'hi'* oder *'hi'* enklitisch *'er'* oder *'-r'*, und ebenso die sogenannten 'Limburgische Sermoenen', Predig-

6) ZfMf. 23 (1955) 74 ff.

7) Vgl. J. H. H. Houben, Het dialect der stad Maastricht. 1905. S. 59. W. Dols, Iets over limburgsche dialecten, in: Publications de la société historique . . . dans le Limbourg, Tome 78/82 (1942/46) p. 144. I. H. Kern, De Limburgsche Sermoenen, S. 114 f.

ten aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts, überliefert in einer Pergamenthandschrift vom Ende des 14. Jahrhunderts. Auch einige Stellen aus dem Karlmeinet könnte man so deuten, sicher aber „*inde brengder sich in eine gewoinheit*“ aus den ripuarischen Klosterpredigten vom Ende des 13. Jahrhunderts, die sonst stets ‘*he*’ gebrauchen.

Es gibt aber auch Belege, die uns noch weiter nach Norden führen.

Im Altostfriesischen findet sich dreimal enklitisch ‘*her*’ (14. Jh.) und -*er*, -*ere* in ‘*gever*’, ‘*ievere*’, ‘wenn er’, ‘*âghere*, ‘*hâgere*, ‘hat er’, ‘*âgerne*, ‘hat er ihn’⁸⁾. Im modernen Westfriesischen steht neben ‘*hy*’ enklitisch *er*. Im Femininum neben *hja*, *hju* nachgestellt *se*, betont *sy*. Auch in der Altmark gebraucht man neben *hê* in postverbaler, enklitischer Stellung *er*, *r*, und dieser Brauch stammt sicher, wie K. Bischoff annimmt, aus dem Niederfränkischen der Ansiedler des 12. Jahrhunderts.

Sie sehen, es sind nicht allzuviele Belege. Doch genügen sie wohl, um meine obige Annahme einsichtiger zu machen. Ich bin auch überzeugt, daß eine genauere Untersuchung der mittelalterlichen Quellen, zu der mir leider bisher die Zeit fehlte, noch manche Belege beisteuern würde.

Kürzer, weil es fast um den gleichen Sachverhalt geht, kann ich mich bei ‘*wi*’ — ‘*wir*’ und ‘*de*’ — ‘*der*’ fassen. In Frage kommen außerdem ‘*ihr*’, ‘*mir*’, ‘*dir*’ und ‘*wer*’.

Im Althochdeutschen hat die Würzburger Beichte dreimal ‘*di*’ und einmal ‘*mi*’, de Heinrico hat zweimal ‘*mi*’ neben ‘*thir*’. ‘*Wi*’ erscheint im Roland, Heidelberger Handschrift, v. 454; ferner gelegentlich im Rother, im Grafen Rudolf, einmal in der Litanei (v. 792), auch im Trierer Floyris wechseln ‘*wi*’ und ‘*wir*’. Ferner hat ein Bruchstück eines mnd. Gedichts über Karl den Großen in einer Handschrift des späten 14. Jhs. ein ‘*wyr*’⁹⁾. Auch sonst in ripuarischen Texten findet es sich gelegentlich. (*wi suln*, *daz tu wi darume*, 15. Jh.) Und der Teuthonista des Klevischen Kanzlers Gerd van der Schueren meldet knapp *wy*, *Wijr* — *nos* (497). Der Straßburger Alexander hat ein ‘*mi*’ (6245), auch Rother hat einige Belege, auch für ‘*di*’. ‘*Wi*’, ‘*ie*’, ‘*di*’ und ‘*mi*’ haben neben den Formen mit ‘*r*’ auch das Zehn-Jungfrauen- und das Katherinenspiel und die Luxemburger Jolande von Vianden (13. Jh.).

Interessant ist ‘*sidigimi*’ aneinandergeschrieben, für ‘*sid gi mi*’, ‘seid ihr mir’, in ‘de Heinrico’. Hier ist offensichtlich für ‘*gi*’, sprich ‘*ji*’, ‘*igi*’ geschrieben. Das stimmt zu folgender wichtigen Stelle im Annolied¹⁰⁾:

Romere, du sin infiengin
einin nuwin sidde aneviengin:
si bigondin igizin den heirrin.

⁸⁾ Vgl. W. L. vom Helten, Altostfriesische Grammatik, 1890, § 97, 242 u. 244. Klaas Fokkema teilt mir brieflich noch weitere Beispiele aus dem Altfriesischen mit, wofür ich ihm herzlich danke.

⁹⁾ ZfdA. 1, 109. ¹⁰⁾ v. 169 ff.

daz vundin simi cerin,
 wanter eini du habite allin gewalt,
 der e gideilit was in manigvalt.
 den sidde hiz er du cerin
 diutischi liute lerin.

Also, die Römer führten Caesar, dem Alleinherrscher zu Ehren, die Sitte ein, den Herrn zu 'igizen', mit 'gi' oder 'i' anzureden, zu 'ihrzen', und Caesar ließ die Deutschen diese Sitte lehren. Hieraus geht wohl hervor, daß um 1100 in der Köln-Siegburger Gegend 'ji' oder 'i' als Nominativ Plural der zweiten Person noch üblich war, ja als vornehm galt, da man so doch wohl die Herren anredete. Mir scheint, daß hier ähnliche Verhältnisse vorliegen, wie beim Pronomen 'er' — 'he', wenn die Belege auch nicht so zahlreich und eindeutig sind. Ob die heutigen bayrischen Formen 'mi, di' auf den gleichen frühen Abfall des -r in der Grundschrift zurückzuführen sind, wage ich nicht zu beurteilen. Auch im Skandinavischen finden wir ein Nebeneinander von Formen mit und ohne r. Das Altwestnordische hat *vér* neben altem und seltenem *vír* und *ér, þér*. Im Mittelnorwegischen taucht *vi* auf, das dann im Neunorwegischen neben *me* herrschend wird, wie auch für die zweite Person Plural r-lose Formen *di* und *i*, gelten. Im Altschwedischen wie im Altdänischen tauchen für sie ausschließlich *vi* und *i* auf, nur zwei *vír* sind im Mittelschwedischen belegt und ein *uiR* im Runenschwedischen. Das Altgutnische auf der Insel Gotland besitzt allerdings in den schriftlichen Denkmälern nur *vír*.

Etwas besser steht es mit 'de — der'. Der ahd. T a t i a n hat über 500 'ther' neben ca. 280 'thie' mit den seltenen Nebenformen 'the', 'de' (ca. 20). Beide Formen werden oft durcheinander gebraucht, wenn auch 'thie' im allgemeinen für die bestimmtere Form des Artikels (und für das Relativum) gebraucht wird, 'ther' für die weniger bestimmte Form. 'De' findet man frühbayrisch in einigen Glossen¹¹⁾ und im Wiener Hundesegegn neben 'der', ferner im Keronischen Glossar, im ersten Reichenauer Glossar, im Basler Rezept I und auch sonst, allerdings recht selten. Die Form 'the', 'thie' scheint aber doch auch im Alemannischen und Bayrischen, wenigstens in der Grundschrift, bekannt gewesen zu sein. Dafür spricht auch das zusammengesetzte Pronomen 'dese, deser', das ja aus dem einfachen Demonstrativpronomen und einer pronominalen Partikel -se zusammengesetzt ist, was sicher in vorliterarischer Zeit geschah. Damals muß also 'the' im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet gewesen sein. Auch Otfridisches 'theiz', 'der es', erklärt man sich am besten als aus 'the + iz' zusammengezogen.

'De, die' neben 'der' gibt es im ganzen Mittelalter in den mitteldeutschen Denkmälern, von denen ich nur Annolied, Rother, Graf Rudolf, Arnsteiner Marienlied und das Alexanderlied nenne. Auch heutzutage sind beide Formen im Rheinland

¹¹⁾ J. Schatz, Altbair. Gr. § 129, a.

noch weit verbreitet, bis ins Limburgische hinein, wenn der *der*-Artikel auch im niederländischen Gebiet stark durch die Hochsprache bedrängt wird.

In den *Servatius*-Fragmenten, in den Limburgischen *Sermo*en und in anderen mittelalterlichen limburgischen Quellen kommt *'der'* als Artikel häufig vor, häufiger als *'die, di'*. Hier sieht man, wie eine ursprüngliche Doppelheit verloren ging oder verloren geht. Daß die Doppelformen sich im Rheinland bis heute erhalten haben, hat einen besonderen Grund. Ich habe vor Jahren in meinen „Studien zum bestimmten Artikel in den germanischen Sprachen“, die hier in Gießen erschienen sind¹²⁾, den Gebrauch der beiden Artikelformen, des *de-* und *der*-Artikels, in meiner Heimatmundart von Amern bei M.-Gladbach untersucht und dabei festgestellt, daß der *der*-Artikel eine allgemeinere generelle Bestimmtheit des mit ihm verbundenen Substantivs kennzeichnet, während der *de*-Artikel vorwiegend im anaphorischen Gebrauch steht. Also: *'öt peärd löpt flotter als der højk'*. Das Pferd läuft schneller als der Hund. Aber: Müllers haben einen Hund und ein Pferd. *'Dä højk löpt flotter als dot peärd.'* Wichtig ist, daß die Artikel keine Kasusfunktion mehr haben, also sowohl für Nominativ, Dativ und Akkusativ stehen können, während der Genitiv mit der Hilfe der Präposition *'von'* ausgedrückt wird. Ihnen ist ja vielleicht der sogenannte „Kölnische Akkusativ“ bekannt, der eben wie der Nominativ lautet. *'Papa, jef mech ens der Teller.'* Die völlige Grammatikalisierung der beiden Artikelformen konnte also erst vor sich gehen, als der Kasuszerfall weitgehend fortgeschritten war, fast so weit wie im Niederländischen und Englischen und Französischen. Und das muß in der sprachlichen Unterschicht schon recht früh geschehen sein. Ich kenne einige Fälle aus dem 13. Jahrhundert, wo der Nominativ *'der'* für den Akkusativ steht, wie ja auch umgekehrt der Akkusativ *'den'* für den Nominativ eintreten kann. Die Luxemburger *Jolande* hat 4467 *'der dumprost'* für den Akkusativ, wie auch *Herbert von Fritzlär* einige Male *'der'* für *'den'* und *'den'* für *'der'* hat¹³⁾. Auch das Gedicht von der Schlacht bei Göllheim, nicht weit von hier entstanden, bringt v. 162 *'sie nennent in der vrie'* im Reime mit *'phie'*.

Als dieser Kasuszerfall eingetreten war, noch bevor die eine Form über die andere den Sieg davongetragen hatte, konnten die beiden freigewordenen Formen zur Bedeutungs differenzierung genutzt werden und wurden, im Gegensatz zum Hochdeutschen und zum Niederländisch-Englischen, auch dazu im Rheinland in der oben flüchtig gekennzeichneten Art genutzt. Dadurch aber konnten sich beide Artikelformen bis heute im Rheinland halten.

Also nach meiner Ansicht finden wir auch bei diesen Artikelformen ursprünglich eine Doppelheit in der ganzen westlichen Germania. Im Oberdeutschen wurde schon früh in den Mittelschich-

¹²⁾ Beiträge zur deutschen Philologie 1, Gießen 1954.

¹³⁾ v. 4476, 5674, 10156, 15164 und 1879, 7398, 2425; 2519; 10200.

ten und der Hochschicht der Sprache der Kampf zugunsten der *der*-Form entschieden, ebenso im Niederdeutschen, Niederländischen und Englischen zugunsten der *de*-Form. Ob der Kasuszerfall in der sprachlichen Grundschrift der nördlichen Sprachen damit zusammengeht, ob er vorausgeht oder ob er die Ursache dieser Entwicklung ist, müßte noch untersucht werden. Auch hier bedarf es der Zusammenarbeit mit den Romanisten, den Anglisten, Neerlandisten und den Nordisten.

Und noch ein letztes Beispiel unserer Handschrift wollen wir möglichst kurz betrachten. Blatt 48 v 18 ff heißt es: *mer hoe eff wie seer sye von xpo versmaet sint.*

Fügen wir gleich eine Stelle aus Gerd van der Schuerens Teuthonista von 1477 hinzu: *wo dyke, hoe vacke, wie ofte.*

„Wunderbar!“ werden manche Germanisten ausrufen. „Hier haben wir ja das nördliche ‘hoe’ verbunden mit dem ebenfalls nördlichen, noch heute im Niederländischen gebrauchten ‘vaak’, dann den Vertreter eines mittleren Gebietes, einer Übergangszone mit ‘wo’ und dem noch heute dort, am Niederrhein gebräuchlichen ‘dicke’ und schließlich das südlich anschließende, offensichtlich hochdeutsche ‘wie ofte’.

Nun, heute ist die Lagerung der Wörter ‘hoe, wo, wie’ ungefähr so, und man hat schon von einem ingwäonischen oder küstensprachlichen *hu*-Gebiet mit ndl. *hoe* und engl. *how*, einem binnenländischen *wo*-Gebiet und einem alpendeutsch-süddeutschen *wie*-Gebiet gesprochen, wobei man annimmt, daß sich das *wie*-Gebiet auf Kosten des *wo*-Gebietes vergrößert habe. Aber ganz so einfach ist es nicht. Nur nebenbei sei bemerkt, daß ‘vacke’ in der Form ‘facke’ auch siegerländisch, in der Form ‘fake’ im Bergischen und im Niederdeutschen gebräuchlich ist — auch der Neußer Christian Wierstraat gebraucht um 1480 ‘vake’ — und daß *dick, dickes* und ähnliche Lautungen im ganzen Rheinland verbreitet sind. Und wie steht es mit ‘hoe, wo, wie’? Nun, der ahd. Tatian aus Fulda hat neben 13 *uuio-*, *uueo*-Belegen, beschränkt auf die Schreiber γ , δ , ξ , 46 *vvuo* und 3 *uuo*, wobei die Schreiber γ und ξ *wuo* neben *wio* gebrauchen. Eine Würzburger Glosse bringt ‘*uuo*’, eine Fuldaer ebenfalls, die erste wohl als *wuo*, die zweite vielleicht als *wo* zu lesen. Daß im Althochdeutschen bei diesem Fragewortstamm auch *w*-lose Formen auftreten können, bezeugen die nicht seltenen *zi hiu* und ähnliche Verbindungen im Tatian und bei Otfried.

Die Altniederländischen Psalmen mit den Glossen haben dreimal *huo* neben einem *uuo*.

Die Helianthandschrift M, der Monacensis, hat neben vielen ‘*huo*’ und ‘*huuo*’, beide wohl als *hwô* zu lesen, ein ‘*huua*’ und ein ‘*hueo*’, einmal ‘*bihuui*’, wo C ‘*huo*’ gebraucht.

Im Cottonianus stehen fast ausschließlich *huo*-Formen, wohl als *huo*, also diphthongisch zu lesen; außerdem steht einmal ‘*hui*’, wo M ‘*huuo*’ hat (158). Die vatikanischen Fragmente des Helians und der Genesis benutzen nur ‘*hu*’, das wir auch zweimal in altsächsischen Glossen neben ‘*huo*’, ‘*vuo* und *huui*’ haben.

‘Wo’ neben ‘hu’ finden wir in den mittelniederfränkischen Übersetzungen der *Bestiaire d’amour* und des *Moralium dogma philosophorum*. Der Trierer *Floyris* hat ‘wo’; ebenso einmal neben sonstigem ‘wie’ die luxemburgische *Jolande von Vianden*. *Herbort von Fritzlar* einmal ‘wa’ neben sonstigem ‘wie’. Auch die niederrheinische *Pilgerschrift* von ca. 1470 bringt neben häufigem ‘wie’ auch ein paar ‘wo’. — Im Mittelniederländischen ist ‘wie’ gar nicht selten, nicht nur in östlichen Denkmälern, während ‘wo’ fast ausschließlich dort anzutreffen ist. Interessant ist, daß wir die Formulierung ‘*hoe eff wie*’, von der wir ausgingen, mehrmals¹⁴⁾ antreffen und zwar vor allem in brabantischen Quellen. Auch ‘hoe’ und ‘woe’ finde ich mehrmals in östlichen Denkmälern nebeneinander. Jedenfalls erscheint es klar, daß ‘wie’ nicht von vornherein die deutsche Form ist, als die es heutzutage erscheint, sondern daß es dazu erst geworden ist. Heute wird ‘wie’ in großen Teilen der belgischen und niederländischen Provinzen Limburg gesprochen. Zwischen ‘hoe- und wie’-Gebiet liegt dann ein Streifen, in dem ‘woe’ gesagt wird, oft aber gilt daneben ‘wie’ oder ‘hoe’, wie etwa in Hasselt, dem Hauptort des belgischen Limburg, wo man sowohl ‘u’ wie ‘wu’ wie auch ‘we’ d. i. ‘wie’ antrifft.

Auch im Skandinavischen treffen wir bei diesem Fragepartikelanlaut neben vorwiegenden Formen mit *v* auch solche mit *h* an. Neben Altwestnordisch *hué*, ‘warum’, ‘wie’, vielleicht gleich gotisch *hwaiwa*, und *huí*, ‘warum’, steht Altnorwegisch *hu* ‘wie’, das zu den westgermanischen Formen stimmen könnte. Auch im Altschwedischen hat dieses *hu* einmal bestanden, wie *hūlikin* ‘welcher’ und einmaliges *husu*, ‘wie’ vermuten lassen. Auch sonst ist der Ausfall des *w* in den nordischen Sprachen nicht selten; so stehen neben *hwat hot*, neben *huá* findet man *há* und *hulko* neben *huliko*. Die Beispiele ließen sich vermehren.

Was besagt dies alles oder was kann es besagen? Ich möchte auch hier annehmen, daß wir es ursprünglich mit einem Nebeneinander mehrerer Formen zu tun haben, das nach längerem Kampf zugunsten einer Form, die vorwiegend von der Hochschicht gebraucht wurde, aufhörte. Die besiegte Form war wohl in den meisten Fällen die der Grundsicht. Aber was in einer Sprache hochschichtlich wurde, ‘wie, hoe’, kann in den andern grundsichtlich dialektisch werden (‘wie’ im Niederländischen, *hu* am unteren Niederrhein in Deutschland).

Ich habe versucht, an einigen Beispielen zu zeigen, wie man Formen der sprachlichen Grundsicht feststellen kann und welche Bedeutung die Doppelformen für die Sprachgeschichte haben können. Es zeigte sich, daß die Grundsichten der verschiedenen germanischen Sprachen gemeinsame Lautungen haben konnten, die nicht oder nur selten in die Hochschicht dringen, z. B. Velarisierung von *nd* > *ng*, die nur im Französischen hochschichtlich geworden ist. Formen der Grundsicht können weit verbreitet sein wie etwa

¹⁴⁾ Ich zähle 7 Beispiele.

der Ausfall des Spiranten 'ch' vor *t*, und es kann dann geschehen, daß diese Lautung in bestimmten Gebieten hochschichtlich wird, wie etwa nord. *réttr* und engl. *right* zeigen, in anderen aber stets dialektisch bleibt oder wieder wird.

Die Erscheinungen, denen wir nachspürten, haben z. T. ein hohes Alter, und wir müssen mit manchen sicher bis in die Völkerwanderungszeit zurückgehen, da wir für diese Zeit schon mit horizontalen Schichtungen in den germanischen Sprachen rechnen müssen. Das 'Gemeingermanische', das wir erschließen, war eine Art Hochsprache, war 'Hochgermanisch'; es war die Sprache der Dichtung, des Kults, des Rechts, der Runeninschriften und des Handels, des Verkehrs. Ich bin mir natürlich der Tatsache bewußt, daß gleiche Lautentwicklung in räumlich getrennten Gebieten nicht immer und unbedingt zusammenhängen müssen. Trotzdem halte ich es für nützlich, einmal eine Zusammenschau anzustreben und diesen oder ähnlichen Erscheinungen in der ganzen Germania und darüber hinaus nachzugehen. Wenn wir sehen, daß es im altitalischen Umbrischen eine gleiche Entwicklung der Lautgruppe 'cht' gibt, wie wir sie in der Germania fanden, eine Entwicklung, die wir dann auch in romanischen Sprachen feststellen können, so bin ich heute geneigt, eher an Zusammenhänge zu glauben als an völlig getrennte Entwicklungen. Wir müssen noch viele Fragezeichen setzen. Aber das Fragezeichen ist ja nach Eduard Norden die echt wissenschaftliche Interpunktion.

Ich hoffe aber, daß es mir gelungen ist, Ihnen zu zeigen, wie man, wenn auch nicht ohne Mühe, an die unteren Sprachschichten des Mittelalters herankommen, wie man ihre Probleme einer Lösung näherbringen kann und damit auch zu einem tiefen Verständnis der heutigen Sprachschichten zu gelangen vermag. Ich hoffe und erbitte Widerspruch, wo er angebracht ist oder zu sein scheint, und würde mich freuen, wenn einige Dinge eine überzeugte Zustimmung finden könnten.

Über die Grundlagen und die Entstehung des Ordensstaates in Preußen

Im Jahre 1928*) hat ERICH CASPAR in einer Königsberger Rektoratsrede über „Das Wesen des Deutschordensstaates“ die Frage gestellt, ob das von HEINRICH VON TREITSCHKE in seinem erstmals 1862, also vor genau hundert Jahren, erschienenen Essay über „Das Deutsche Ordensland Preußen“ gezeichnete Bild vom Staate des Deutschen Ordens nach zwei Menschenaltern wissenschaftlicher Forschung noch Geltung beanspruchen dürfe und haltbar sei¹⁾. Denn dieses durch die Sprachgewalt seines Verfassers auch der Laienwelt einprägsame Bild hatte in ungewöhnlicher Weise die Vorstellung vom Staate des Deutschen Ordens in Preußen bestimmt, — der Essay ist erst jüngst abermals neu gedruckt worden, wird noch viel gelesen und ebensoviel zitiert²⁾. Mit einer gewissen Besorgnis, die zwischen den Worten und Zeilen spürbar wird, wollte CASPAR dem Bilde TREITSCHKE's jenes entgegenhalten, das die wissenschaftliche Forschung damals erarbeitet hatte und das sich in wesentlichen, im einzelnen noch zu besprechenden Punkten von demjenigen von 1862 unterschied.

Seit jener Rede ERICH CASPAR's ist nicht nur die wissenschaftliche Arbeit weitergeführt worden, sondern es sind auch Ereignisse eingetreten, die zu einer völligen Veränderung des deutschen staatlichen und volklichen Lebens geführt haben. Gerade diese Ereignisse sollten, so möchte man annehmen, den Weg freigemacht haben für eine unbefangene Erörterung strittiger Fragen, zumal der „Staat“ des Deutschen Ordens in Preußen 1525 bereits untergegangen bzw. in ein Lehnshertzogtum unter polnischer Oberhoheit umgewandelt worden war. Ein Blick in die zahlreichen Publikationen indes zeigt, daß diese Unbefangenheit sich nicht, wie man hoffen durfte, eingestellt hat, sondern daß im Gegenteil die Fronten sich versteift haben³⁾.

*) Zugrunde liegt ein Vortrag, der am 11. Juli 1962 im Rahmen des Studium generale der Universität Gießen gehalten wurde.

Die vorliegende Skizze bedarf nach vielen Richtungen der Erweiterung und Ergänzung; sie soll in absehbarer Zeit durch weitere Studien ergänzt werden.

¹⁾ E. CASPAR, Vom Wesen des Deutschordensstaates (Königsberg 1928); anders E. MASCHKE, Historische Tendenzen in der Gründungsgeschichte des preußischen Ordensstaates (Königsberg 1931 = Königsberger Universitätsreden VIII, S. 1—12), der S. 3 von einem „einzigartigen Faktum dieses Zeugungs- und Geburtsaktes einer deutschen Landschaft“ spricht. „Im Zusammenhang einer größeren Bewegung kamen auch die geistlichen Ritterorden als Träger der ostdeutschen Kolonisation (Sperrungen von mir) nach Polen und Pommernellen“ (S. 10); ähnlich W. HUBATSCH, Eckpfeiler Europas (Heidelberg 1953), S. 24ff.; DERS., Die Staatsbildung des Deutschen Ordens. In: Preußenland und Deutscher Orden. Festschrift für K. Forstreuter (Würzburg 1958), S. 127 ff.

²⁾ HEINRICH VON TREITSCHKE, Das Deutsche Ordensland Preußen, hrsg. von W. BUSSMANN (Göttingen 1954), zitiert jüngst noch in der Beilage „Unvergessene Heimat“ der „Münsterschen Zeitung“ vom 7. Juli 1962.

³⁾ Bibliographische Nachweise bei E. WERMKE, Schrifttum zur Geschichte von Ost- und Westpreußen, in: Zs. f. Ostforschung, Jg. 4, 1954 ff.; H. RISTER, Schrift-

Die zwischen der deutschen und der polnischen Forschung schon vor dem ersten Weltkriege und insbesondere in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen umstrittenen und heftig diskutierten Fragen und Polemiken sind mit nahezu den gleichen Argumenten wieder aufgenommen worden: die Wertung des „Staates“ des Deutschen Ordens unterliegt den gleichen emotionalen Beeinflussungen. Noch immer läßt sich ein gewisser polemischer Unterton auch in im allgemeinen sachlichen Darstellungen nicht überhören. Nach wie vor gilt z. B. der polnischen Forschung der Vertrag von Kruschwitz vom Mai 1230 zwischen dem Deutschen Orden und Herzog Konrad von Masowien als eine 1234 angefertigte Fälschung der Ordenskanzlei, um den ungerechtfertigten Besitz des Kulmer Landes zu „beweisen“⁴⁾, ohne daß auch nur darauf hingewiesen wird, daß seit der Arbeit von AUGUST SERAPHIM über die Urkundenfälschungen im Deutschen Orden (aus dem Jahre 1906!) die deutsche Forschung zu einer genau entgegengesetzten Ansicht gekommen ist und den Kruschwitzer Vertrag allgemein als unbezweifelbar echt ansieht⁵⁾. Demgegenüber wird behauptet, daß sich die Vereinbarungen zwischen dem Deutschen Orden und Konrad von Masowien nicht auf das Kulmer Land bezogen, welches nach wie vor der polnischen Oberhoheit untergeordnet blieb, ebenso, wie der Herzog über den Orden ein Patronat, eine Art Vogteigewalt, ausüben sollte. Erst dadurch, daß es dem Hochmeister des Deutschen Ordens gelungen sei, Papst Gregor IX. für sich zu gewinnen, habe er sich diesem Patronat entziehen können und einen Kompromiß zustande gebracht, und 1234 habe er es durch die Unterstellung unter päpstlicher Lehnshoheit erreicht, daß seine staatliche Existenz anerkannt worden sei. So ist es in der von HENRYK ŁOWMIANSKI u. a. herausgegebenen „Historia Polski“ im I. Bande, in einem von GERARD LABUDA und JULIUSZ BARDACH verantwortlich gezeichneten Kapitel zu lesen⁶⁾. Hier wird nicht nur der Beginn der Staatsbildung des Deutschen Ordens in Preußen als auf einer Fälschung und einer mehr oder weniger gewandten Ausnützung der damaligen Lage der päpstlichen Kurie beruhend angesehen, sondern auch der Deutsche Orden in seinem Wesen verzeichnet. Das angezogene Beispiel steht nun bedauerlicherweise keineswegs allein, sondern gesellt sich einer Fülle ähnlicher Wertungen hinzu. Freilich sei sogleich betont, daß seit Jahrzehnten von der polnischen Forschung auch sehr viel positive Arbeit geleistet worden ist, insbesondere durch die Heranziehung und kritische Durchleuchtung bekann-

tumsverzeichnis zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen (1945—1951), ebda. I, 1952, S. 625 ff.; G. RHODE, Literaturbericht über polnische Geschichte I. In: HZ, Sonderheft 1962, S. 158 ff.

4) Historia Polski I, 1 (Warschau 1958), S. 338 ff.

5) A. SERAPHIM, Zur Frage der Urkundenfälschungen des Deutschen Ordens. In: Forschg. zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 19 (1906), S. 1 ff.; M. PERLBACH, Hermann von Salza und der Deutsche Orden im jüngsten polnischen Gericht. In: Zs. des Westpreußischen Geschichtsvereins 1905, S. 193 ff.; DERS., Preußisch-polnische Studien zur Geschichte des Mittelalters, I, (Halle 1886), S. 69 ff.

6) Historia Polski a. a. O. S. 341.

ter und die Herausgabe neuer und bisher kaum oder ungenügend bekannter Quellen ⁷⁾).

Das Beunruhigende und Bedrückende ist nun, daß seit Erich Caspars Rede von 1928 auch in Deutschland die Wertung des Deutschordensstaates unter Gesichtspunkten und mit Kriterien vorgenommen worden ist, die dem Gegenstand an sich nicht angemessen sind. Es versteht sich von selbst, daß die allgemeine Tendenz, insbesondere nach 1933, an Treitschke anknüpfte und man das zuerst von LEOPOLD VON RANKE in dem dem Deutschen Orden in Preußen gewidmeten Kapitel seiner „Weltgeschichte“ enthaltene Wort aufnahm, daß nämlich der Deutsche Orden „zum vornehmsten Bollwerk des Abendlandes gegen Osten“ geworden sei ⁸⁾. Weiter läßt sich feststellen, daß die Linie vom Deutschordensstaat zum königlichen Preußen und damit zur Staatsgründung von 1870 kräftig durchgezogen und betont wurde. Diese Linie hatte selbst Treitschke kaum anzudeuten gewagt. Er hatte zwar geschrieben, daß Friedrich der Große, „das geraubte Erbteil unserem Volke zurückgebracht“ habe, das 1466/1525 verlorengegangen war, zugleich aber darauf hingewiesen, daß den großen Preußenkönig doch höchstens nur eine leise Ahnung von der Bedeutung des Deutschen Ordensstaates bewegt habe. „Und wie wenig die aufgeklärte Zeit die romantische Größe des Ordensstaates verstand“, schreibt er, „das hat die fortgesetzte Mißhandlung der Meisterburg noch unter Friedrichs Herrschaft klärlich bewiesen. Hüten wir uns also, in seine Seele ein Bewußtsein des Volkstums zu legen, das seinem Jahrhunderte fern stand.“ Diese Warnung ist von denen, die nach Treitschke kamen, in der Regel mißachtet worden. Bereits GUSTAV SCHMOLLER hat 1873 geurteilt, daß „die kräftigen Züge des heutigen preußischen Staatscharakters an jenes Bild (des Ordensstaates) angeknüpft seien“. Nicht nur die „Modernität“ dieses Staatsgebildes wurde betont, seine aus mittelalterlicher Umgebung in die Zukunft weisende Gestalt, sondern auch — und dies mit besonderer und wachsender Betonung — sein nationaldeutsches Wesen und sein gesamtdeutscher geschichtlicher Auftrag. Während also zunächst die Linie vom Ordensstaate zum modernen preußischen Staat gezogen wurde — besonders eindrücklich noch einmal durch OSWALD SPENGLER in seiner Schrift über „Preußentum und Sozialismus“ (1920), deren Grundgedanken von seinen Epigonen weiter ausgeführt wurden, etwa in den Büchern MOELLER VAN DEN BRUCKS oder FRIEDRICH SCHINKELS über den „preußischen Stil“ —, wurde sie sehr bald in der Weise variiert, daß man ihn in die deutsche Volksgeschichte hineinnahm und in Anknüpfung an Ranke die Funktion des „Bollwerks“ gegenüber „dem Osten“ kräftig betonte. Schon damals hat ein bedeutender deutscher Historiker, ERICH MARCKS, sich gegen derartige vereinfachende

⁷⁾ Als jüngste, besonders wichtige Quellenveröffentlichung sei genannt: K. GÓRSKI - M. BISKUP, Akta stanów Prus Królewskich (Acta statutuum terrarum Prussiae regalis), bisher 3 Bde. (Thorn 1955—1961).

⁸⁾ L. VON RANKE, Weltgeschichte (hrsg. von A. Dove, Hamburger Neuausgabe 1958), IV, S. 350 ff.

Thesen gewandt und ihnen die geschichtliche Wirklichkeit entgegenzuhalten versucht, ganz abgesehen davon, daß kein Geringerer als JOHANNES HALLER in einem heute vergessenen Aufsatz die Linie vom Ordensstaat zum Königreich Preußen als fragwürdig verwarf und meinte, vieles von dem, was man geneigt sei, dem Deutschen Orden zuzuschreiben, sei nichts anderes als eine Verwechslung mit dem Königreich Preußen und ein historisches Mißverständnis⁹⁾. Derartige Stimmen vermochten nicht zu verhindern, daß die bequemen Simplifizierungen in der breiten Öffentlichkeit aufgenommen wurden, durch die Schulbücher in das Bewußtsein der Jugend eindringen und schließlich politisch wirksam wurden in der Ideologie des Nationalsozialismus. ALFRED ROSENBERG hat in seiner Rede im Großen Remter der Marienburg im Jahre 1934 — 700 Jahre nach der ausdrücklichen Festlegung der Aufgaben und Rechte des Deutschen Ordens im Dienste der Kurie! — aus diesen simplifizierten und pseudohistorischen Vorstellungen das ihm vorschwebende Ideal einer ausgewählten, der Führung in blindem Gehorsam ergebenden Ordenselite gezeichnet.

Nach 1945, als den Phantasien über einen neuen Ordensstaat nationalsozialistischer Art das grausame und grausige Erwachen in einer schrecklichen Wirklichkeit folgte, wurde, wie zu allen Zeiten großer politisch-militärischer Zusammenbrüche und Katastrophen, nach den Schuldigen Ausschau gehalten, und zu diesen gehörte und gehört für viele in erster Linie Preußen. Wenn bisher die Verbindungslinien zwischen dem Staat des Deutschen Ordens und dem der brandenburgischen Hohenzollern so stark betont worden waren, dann wurde mit diesem hohenzollerisch-bismarckischen Preußen nun auch der Ordensstaat dem Verdammungsurteil der Geschichte preisgegeben. Von unberufener, aber auch von berufener Seite ist dieser angeblich historische Zusammenhang immer wieder betont worden, ist darauf hingewiesen worden, daß im Staatswesen des Deutschen Ordens alle jene Elemente im Keim enthalten waren, die nicht nur als Saat im späteren Staate Preußen aufgingen und Frucht trugen, sondern die auch jenes auf gleichem Boden erwachsene Deutsche Reich Hitlers in seinem innersten Wesen bestimmt hätten. Wer sich die Mühe macht, die Publikationen jener Jahre nach 1945 daraufhin durchzusehen — und ich halte dies für eine eminent wichtige und notwendige Aufgabe —, wird zahlreiche Beispiele dieser im Grunde unehrlichen, weil von der eigenen Mitverantwortung ablenkenden oder auch einfach kenntnislos-törichtigen Inbezugsetzung zweier verschiedener historischer Erscheinungen finden. Man denke etwa an das, was der Sozialpsychologe FRIEDRICH WILHELM FOERSTER, Träger des Willibald-Pirkheimer-Preises der Stadt Nürnberg — immerhin Ausgangspunkt der brandenburgischen Hohenzollern! — in diesem Zusammenhang als offenbaren Unsinn einer sehr breiten Öffentlichkeit in der „Neuen Züricher Zeitung“ und in Publikationen

⁹⁾ J. HALLER, Die Verschwörung von Segewold (1316). In: Mitt. a. d. livländ. Gesch. Bd. 20, 1908, S. 125 ff., bes. S. 151.

an anderer Stelle vorgesetzt hat¹⁰⁾. Man wird Ähnliches aber auch bei dem wesentliche Forschungsergebnisse mitunter souverän ignorierenden, aber beängstigend produktiven Publizisten FRIEDRICH HEER finden, insbesondere in seiner „Geistesgeschichte Europas“¹¹⁾.

Nun hat solchem unverantwortlichen Urteilen, Reden und Schreiben die Antwort nicht gefehlt, wenn sie auch zunächst auf sich warten ließ. Sie kam einmal aus den Kreisen jener Menschen, die als Kinder des Ordenslandes Preußen nicht bereit waren, eine historische Tradition, der sie sich verpflichtet glaubten, leichtfertig über Bord zu werfen. Es sei gleich eingeschaltet, daß diese Tradition erst zu einem nicht unbedeutenden Teil wieder auflebte, als diese Menschen nicht mehr in ihrer Heimat weilten, sondern sie nun nur als Erinnerung in sich trugen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man feststellt, daß solches Traditionsbewußtsein erst geweckt worden ist, als die alte Heimat verloren war. Sie ist ein Stück geistiger Selbstbehauptung in einer fremden Umgebung — und sie muß unter diesem Aspekt gesehen werden¹²⁾. Zum anderen — und dies ist wesentlicher — lebte die Forschung wieder auf, der es um nichts anderes, als um die wissenschaftlich saubere Erkenntnis ging. Das Bewegende dabei ist, daß sich dazu eine große Anzahl insbesondere jüngerer und junger Menschen bereit fand, denen diese fernen und zunächst auch kaum jemals erreichbaren Gebiete nicht Heimat gewesen waren, sondern die — obwohl nicht unmittelbar betroffen — eine Verpflichtung gerade für sich selbst spürten, ihre Aufmerksamkeit einem Gegenstande zuzuwenden, der auch sie anging. Dabei lebten zwar mancherlei alte Vorstellungen wieder auf, aber es wurde doch auch deutlich, daß dieser Ordensstaat Preußen nicht gesehen werden konnte und gesehen werden durfte als isolierte Erscheinung im Rahmen der sogen. ostdeutschen Kolonisation, sondern richtig nur zu verstehen war auf dem Hintergrunde seines Lebens und Wirkens in allen Teilen des mittelalterlichen Reiches, ja, des mittelalterlichen Europa von Sizilien bis nach Skandinavien und von Frankreich bis nach Griechenland. Vernachlässigte Zeiträume, Persönlichkeiten, Lebensgebiete, nicht erkannte Zusammenhänge sind aufgeheilt worden¹³⁾. Freilich fehlt es nicht an Versuchen, die von Treitschke sich herleitende Auffassung des Ordensstaates und die

¹⁰⁾ F. W. FOERSTERS Verdienste als Sexual- und Sozialpsychologe sollen nicht bezweifelt werden, wohl aber seine historischen Kenntnisse und seine historische Urteilsfähigkeit.

¹¹⁾ FRIEDRICH HEER, Geistesgeschichte Europas (Stuttgart 1958), S. 551; dort die köstliche Stilblüte: „Der Aufstieg Preußens, eines calvinischen Reiters auf slavisch-lutherischem, von Angst und Terror gepeitschtem Roß . . .“; ruhiger ist sein Urteil in dem Buch: Mittelalter (Zürich 1961), S. 147 ff.

¹²⁾ Darauf weist nachdrücklich hin R. WITTRAM, Das Interesse an der Geschichte (Göttingen 1958), S. 102 ff.; DERS., Über die Figur einiger politischer Traditionen. In: Die Welt als Geschichte, Jg. 19, 1959, S. 69 ff.

¹³⁾ Vgl. z. B. das erstmalig den ganzen Orden in seinen verschiedenen Zweigen darstellende Werk des gegenwärtigen Hochmeisters Dr. MARIAN TUMLER, Der Deutsche Orden im Werden, Wachsen und Wirken bis 1400 (Wien 1955); dazu M. HELLMANN, Neue Arbeiten zur Geschichte des Deutschen Ordens. In: Histor. Jb. 75, 1956, S. 201 ff.; W. HUBATSCH in: MIOG LXIV, 1956, S. 130 ff.

These vom „Bollwerk“ unter dem Signum „Europa“ oder „Abendland“ fröhliche Urständ feiern zu lassen, die Ideale des Ordensritter­tums — selbstverständlich verstanden im Sinne einer rein innerweltlichen Zielsetzung — mit der Pflichtethik Kants in Zusammenhang zu bringen und damit nur in einer Transponierung auf alle jene Verbindungslinien zurückzugreifen, die das Ordensland mit dem Staate Preußen verbunden haben sollen¹⁴⁾. Wer gar einen Blick in manche Publikation der Heimatvertriebenenverbände tut — ob sie dafür verantwortlich zu machen sind oder nicht, sei hier nicht erörtert —, dem drängt sich die Besorgnis geradezu auf, daß wir auf dem besten Wege sind, ein völlig diffuses und jedenfalls verzerrtes Bild vom Staate des Deutschen Ordens in Preußen zu erhalten¹⁵⁾.

Der Historiker sieht sich also wiederum vor die Notwendigkeit gestellt, den Verzerrungen und Konstruktionen der einen wie der anderen oder dritten Seite das Bild der geschichtlichen Wirklichkeit entgegenzuhalten, wie es sich aus den überlieferten Quellen ergibt, und an den Wesenskern des sogenannten Ordensstaates zu erinnern. Die im letzten Menschenalter geleistete Forschungsarbeit, insbesondere diejenige, die sich von dem lauten Lärm des Tages fernhielt, hat vieles anders beurteilen gelehrt. Mehr noch als Erich Caspar sehen wir heute die Grenzen und die Bedingtheiten dieses Gebildes, für das der Begriff „Staat“ jedenfalls nicht von allem Anfang an passen will. Wir sehen insbesondere die Umwelt, vorab die östliche, in die das Ordensland gestellt war, mit anderen Augen. Es mag daher versucht werden, wenigstens einige Fragen kurz zu behandeln, mehr, um Anregungen zu geben, als um Ergebnisse vorzulegen.

Mit Recht hat Erich Caspar den innersten Wesenskern des Ordensstaates und des ihn tragenden Ordens in seinem Charakter als geistlicher, auf den strengen Regeln des abendländischen Mönchtums basierenden Institution gesehen. „Dieser willenlos mönchische Gehorsam ist das geistige Urelement der Ordensstaatsstruktur“, schreibt er, „er ist völlig wesensverschieden vom germanischen Treuebegriff, dem Urelement der germanisch-romanischen Lehnsstaatenwelt.“ Hier sind zwei Dinge verknüpft: einmal der Hinweis auf die in § 1 der Regel des Ordens in großartiger, auch sprachlich meisterhafter

¹⁴⁾ Besonders kraß bei E. WEISE, Das Widerstandsrecht im Ordenslande Preußen und das mittelalterliche Europa (Göttingen 1955); dazu meine Besprechung in: *Histor. Jb.* 78, 1959, S. 247 ff.; vgl. auch W. HUBATSCH, Kreuzritterstaat und Hohenzollernmonarchie. Zur Frage der Fortdauer des Deutschen Ordens in Preußen. In: *Deutschland und Europa, Festschrift für Hans Rothfels* (Düsseldorf 1951), S. 179 ff.; DERS., Der Ausgang des Ordensstaates in Preußen. In: ders., *Eckpfeiler Europas a. a. O.* S. 36 ff.; DERS., Der preußische Staat. Probleme seiner Entwicklung vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In: *Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg*, Bd. 12, 1962, S. 107 ff. In allen genannten Arbeiten hebt W. HUBATSCH die Kontinuität Ordensstaat — preußischer Staat hervor.

¹⁵⁾ Nur am Rande muß erwähnt werden, daß natürlich auch in der DDR über Ordensgeschichte gearbeitet wird, selbstverständlich im marxistisch-leninistischen Sinne. Indes, auch dieses gehört zu dem Gesamtbilde. Vgl. etwa ERICH DONNERT, Heinrich von Lettland und die Anfänge der Deutschherrschaft in Livland. In: *Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas* 3 (Berlin 1959), S. 331 ff.

Prägnanz zusammengefaßte Grundvoraussetzung der Ordensgemeinschaft — die Ablegung der drei Gelübde¹⁶⁾ — und zum anderen der entscheidende Unterschied, der den sogen. Ordensstaat von seiner abendländischen Umwelt durch das Fehlen jeglicher Lehnbindung trennt¹⁷⁾.

Es erscheint unnötig, auf den geistlichen Charakter des Ordens hinzuweisen — allerdings bedarf es wenigstens des Hinweises, daß die Regel Benedikts und die Regel des Ordens sehr starke Abweichungen bei der Konstruktion der Spitze aufweisen. Der Abt ist *abbas et papa* seiner Mönche, er hört ihren Rat, aber er fällt seine Entscheidung allein aus eigener Verantwortung vor Gott. Die Benediktinerregel gebraucht in cap. III das Bild vom Lehrer und den Schülern, um das Verhältnis zwischen Abt und Mönchen zu kennzeichnen, aber sie sagt eindeutig: „*Et audiens consilium fratrum tractet apud se, et quod utilius iudicaverit faciat*“¹⁸⁾. Der Hochmeister, der Landmeister, der Komtur dagegen sind in allen das Leben der Gemeinschaft berührenden Fragen an den Consens des Großen und des Kleinen Rats oder des jeweiligen Konvents gebunden, ja, sie dürfen keine Entscheidung fällen, ohne diese Gremien heranzuziehen¹⁹⁾. Dieses Prinzip der kollegialen Entscheidung und Verantwortung ist konsequent durchgeführt. Wenn also auch die Persönlichkeit des jeweiligen Hochmeisters für die Geschicke des Gesamtordens und des Staates in Preußen von großer Bedeutung ist, so ist es in jedem Falle falsch, wie dies noch jüngst geschehen ist, zu erklären: „Die Geschichte der Hochmeister ist die Geschichte des Ordens ihrer Zeit“²⁰⁾. Diesem kollegialen Prinzip hat sich Hermann von Salza beugen müssen — und seine überragende Persönlichkeit hätte, sollte man meinen, den Orden am ehesten monarchisch regieren können. Es mag füglich bezweifelt werden, ob man, wie dies HERMANN HEIMPEL in seinem bekannten Essay getan hat, Hermann von Salza „Gründer eines Staates“ nennen kann, wenn man weiß, daß er allein eigentlich gar nicht zu entscheiden hatte und in kritischen Situationen auch nichts allein entschieden hat²¹⁾. Die Beispiele — etwa der Rücktritt Gottfrieds von Hohenlohe in Memel 1303 im

¹⁶⁾ M. PERLBACH, Die Statuten des Deutschen Ordens (Halle a. S. 1890), S. 29.

¹⁷⁾ Vgl. darüber weiter unten S. 115 ff. Auf den germanischen Treuebegriff, den jüngst FRANTIŠEK GRAUS, Über die sogenannte germanische Treue. In: *Historica I* (Prag 1959), S. 71 ff., aber auch W. VOGEL, Der Verbleib der wendischen Bevölkerung in der Mark Brandenburg (Berlin 1960), S. 14 f. und Anm. 12 und 13, einer Kritik unterzogen haben, kann hier nicht eingegangen werden.

¹⁸⁾ S. *Benedicti Regula Monasteriorum*, ed. D. C. Butler (Freiburg 1927) cap. III, S. 19.

¹⁹⁾ PERLBACH, Statuten a. a. D. (Regel, § 27), S. 49.

²⁰⁾ K. E. MURAWSKI, Zwischen Tannenberg und Thorn (Göttingen 1953), S. 21; der Verfasser glaubt dies „aus der Verflochtenheit von Ordensmeister, Ordensbruderschaft und Ordensstaat“ folgern zu dürfen (ebda.), obgleich er den Unterschied zur Regel des hl. Benedikt kennt, damit die Ordensregel vergleicht (S. 16) und einen kurzen verfassungsgeschichtlichen Überblick anschließt. Hier ist übersehen der Deutschmeister als eigenständige Größe und die Möglichkeiten, die dem „inneren Rat“ gegeben waren, die Politik des Hochmeisters zu beeinflussen.

²¹⁾ Hermann von Salza hat sich nachweislich einmal nur sehr mühsam gegen die Mehrheit durchsetzen können. Caspar, a. a. O. S. 99, Anm. 235.

Zusammenhang mit der Frage der Verlegung des Hochmeistersitzes von Venedig auf die Marienburg oder der viel bekanntere Fall der Absetzung Heinrichs von Plauen im Jahre 1413 — ließen sich häufen, zumal, wenn, was bisher nicht geschehen ist, eine Verfassungsgeschichte des Ordens geschrieben wird. Es bedürfte genauer Untersuchung, wie das zum wesentlichen Teil aus der Templerregel herübergenommene kollegiale Prinzip sich entwickelt hat, wie ja im allgemeinen die Regel, die Gesetze und die Gewohnheiten des Deutschen Ordens noch längst nicht genügend durchforscht sind. Lediglich über die Strafgesetzgebung, die sich an die des Dominikanerordens anlehnt, besitzen wir eine Untersuchung von GERHARD SCHMIDT²²⁾). In diesen Zusammenhang gehören auch die Probleme, die sich an die sogen. Orselnschen Statuten knüpfen. Auch hier wäre es wünschenswert, wenn eine Untersuchung zeigen könnte, in welcher Weise divergierende Kräfte innerhalb des Ordens versuchten, das kollegiale Prinzip zu überwinden. Gelungen ist dies bekanntlich erst dann, als die Not des Selbstbehauptungskampfes eine solche Lösung gebieterisch erzwang und die Konsequenz einer Umwandlung in ein weltliches Herzogtum, also einen Territorialstaat, nach sich zog.

Damit sind wir bei der Kernfrage, um die es hier geht: der nach den Grundlagen des Ordensstaates in Preußen. Schon Erich Caspar hat mit vollem Recht den Deutschen Ordensstaat mit den Kreuzfahrerstaaten der östlichen Mittelmeerwelt verglichen, die ja der gleichen Zeit und gleichen Impulsen ihrer Entstehung verdankt hätten, und auf die bedeutenden Unterschiede hingewiesen, die sich bei solchem Vergleich ergeben. Fand doch das Lehnswesen in diesen Staaten — man denke an die Assisen des Königreiches Jerusalem — seine schärfste Ausprägung, während dem Deutschen Orden bereits durch die Bulle Papst Honorius' III. vom 15. Dezember 1220 ausdrücklich jede Lehnsbildung an irgendeine säkulare oder geistliche Gewalt verboten wurde. Es dürfte angebracht sein, sich den entsprechenden Satz dieser Bulle ins Gedächtnis zu rufen. „*Prohibemus insuper et omnimodis interdiciamus, ne ulla ecclesiastica secularisve persona a magistro et fratribus eiusdem domus exigere audeat fidelitates, hominia, iuramenta seu secularitates reliquas, que a secularibus frequentantur*“²³⁾). Diese Vorschrift, erlassen inmitten der Auseinandersetzungen zwischen dem Deutschen Orden und König Andreas II. von Ungarn, hat den erstgenannten aus aller Lehnsbindung herausgenommen und ihn allein der Kurie unterstellt — die Einzelheiten hat Honorius III. in nicht weniger als 113 Urkunden sehr genau festgelegt, insbesondere auch, sofern es sich um die Stellung des Ordens zur — lediglich auf geistliche Funktionen be-

²²⁾ GERHARD SCHMIDT, Die Handhabung der Strafgewalt gegen Angehörige des deutschen Ritterordens (Kitzingen 1954); der von Caspar, a. a. O. S. 93, Anm. 199, vorgetragene Wunsch einer genauen Untersuchung der Statuten des Ordens ist unerfüllt geblieben.

²³⁾ E. STREHLKE, Tabulae Ordinis Theutonici (Berlin 1899) Nr. 306, S. 275 ff. hier S. 276/77.

schränkten — bischöflichen Gewalt handelte. Lehnsträger konnte demnach der Orden nie sein.

Dies sind, so scheint es, Binsenwahrheiten, und man hätte es nach den Studien von Erich Caspar über Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates Preußen (die immerhin bereits 1924 erschienen) kaum noch nötig, daran zu erinnern, daß der Orden ja eben nicht in das Lehnssystem hineingestellt, sondern mit voller Absicht aus diesem und damit aus jeder Bindung an eine andere Gewalt als die päpstliche herausgenommen werden sollte. Leider ist das Gegenteil der Fall. Die vielbenützte Quellensammlung zur Geschichte des Deutschen Ordens von WALTHER HUBATSCH²⁴⁾ beginnt nicht, wie man dies unbedingt erwarten dürfte, mit dieser für das ganze weitere Schicksal des Ordens so überaus bedeutungsvollen Bulle Honorius' III. von 1220, sondern mit der Goldenen Bulle von Rimini vom März 1226, die Friedrich II., wahrscheinlich — hier kann man unbedenklich Erich Caspar folgen — in Übereinstimmung mit Hermann von Salza für den Deutschen Orden ausgestellt hat. Ja, dieses Pergament wird mitunter als die Gründungsurkunde des Deutschen Ordensstaates ausdrücklich bezeichnet.

Nun kann es hier nicht unsere Aufgabe sein, zu wiederholen, was an Argumenten für und wider diese angebliche Grundlegung des Deutschen Ordensstaates durch die Goldbulle von Rimini bereits in der Diskussion zwischen JULIUS FICKER und ERNST WERMINGHOFF vorgebracht worden ist und was dazu Erich Caspar in seiner grundlegenden Studie beigetragen hat²⁵⁾. Ergänzend darf auf die Beobachtungen von EDMUND STENGEL über das Verhältnis von Hochmeister und Reich hingewiesen werden²⁶⁾. Nur wenige Bemerkungen seien gestattet. Ganz sicher ist zunächst, daß die Goldbulle von Rimini sich gegen päpstliche Ansprüche richtet und eine versteckte Polemik gegen dieselben enthält. Sie gehört damit in den Zusammenhang jenes Kampfes zwischen *imperium* und *sacerdotium* über die *plenitudo potestatis*, über den es eine überaus wichtige, in ihren Ergebnissen leider nur in einem Aufsatz veröffentlichte Freiburger Dissertation von ALFRED HOF gibt²⁷⁾. Die Goldbulle von

²⁴⁾ W. HUBATSCH, Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens (Göttingen 1954); die Nr. 1—4 enthalten die Gründungsgeschichte, Auszüge aus den Statuten, die Schenkung des Burzenlandes und die Privilegierung des Deutschen Ordens in Böhmen. Nr. 5, die Goldbulle von Rimini ist das erste Privilegium Generale. Unsere Ausführungen dürften deutlich machen, daß man die Stellung des Ordens im mittelalterlichen Imperium nicht richtig verstehen kann, wenn man diese Grundlagen seiner Existenz ignoriert. Es genügt auch nicht, mit Caspar die in Regel, Gesetzen und Gewohnheiten fixierten Bestimmungen, soweit sie u. a. aus der Templerregel stammten, nur unter dem Gesichtspunkt der Tradition und konservativer Bewahrung des Althergebrachten zu sehen. Es handelte sich um wesentliche Züge auch der neuen Ordensgründung.

²⁵⁾ CASPAR, a. a. O. S. 12 ff.

²⁶⁾ EDMUND E. STENGEL, Hochmeister und Reich. In: Zs. f. Rechtsgesch., germanist. Abt. 58, 1938, S. 178 ff.; TH. MAYER, Fürsten und Staat (Weimar 1950), S. 243 ff.; Studien über den Staat des Deutschmeisters sind demnächst von H. H. Hofmann zu erwarten; sie werden das Bild vermutlich differenzieren.

²⁷⁾ ALFRED HOF, „Plenitudo potestatis“ und „imitatio imperii“ zur Zeit Innozenz' III. In: Zs. f. Kirchengeschichte, 4. Folge, IV, Bd. 66, S. 39 ff.

Rimini nimmt bekanntlich das Kulmerland, die Schenkung Konrads von Masowien, und alle künftigen, den Heiden abzugewinnenden Gebiete des Ordens in den kaiserlichen Schutz, verleiht dem Hochmeister die Regalien für die Gebiete, gesteht ihm die Gerichtsbarkeit zu (*iurisdictio*), ferner die Landesherrschaft (*potestas*) und stellt ihn in dieser Beziehung — es möchte dies betont sein — den übrigen Reichsfürsten gleich (*quod idem magister et successores sui iurisdictionem et potestatem illam habeant et exercent in terris suis, quam aliquis princeps imperii melius habere dinoscitur in terra sua, quam habet*)²⁸⁾. Es ist müßig, zu betonen, daß der Kaiser hier natürlich nur als *monarcha mundi* und damit auch als Leiter des Missionswerkes spricht und daß die gesamte Urkunde — es sei auf Erich Caspar verwiesen — einerseits als Dokumentation kaiserlicher Ansprüche auch in diesem Gebiet anzusehen ist — 1224 hatte Friedrich II. ein Manifest an die Völker des östlichen Baltikums erlassen, an das man sich erinnern muß, obgleich beide Urkunden bemerkenswerte Unterschiede in der Auffassung der Missionsaufgabe erkennen lassen²⁹⁾ —, daß aber die Goldbulle von Rimini zugleich das Maximum jener Forderungen darstellt, die Hermann von Salza dem Herzog Konrad von Masowien zu stellen gewillt war. Es war in jenem Zeitpunkt ja auch nichts weiter zu tun, als ein derartiges Programm aufzustellen — und bekanntlich hat es noch vier Jahre gedauert, bis es im Vertrag von Kruschwitz schließlich zu einer Einigung zwischen Hochmeister und Herzog gekommen ist. Eine einleuchtende und ansprechende Vermutung, daß Hermann von Salza in der Zwischenzeit versucht habe, seinem Orden auf Zypern jenes territoriale Fundament zu schaffen, von dem aus sich weiter operieren ließ, hat WALTHER HUBATSCH vorgetragen³⁰⁾. Auf alle Fälle, und dies ist nachdrücklich festzustellen und zu unterstreichen, ist die Goldbulle von Rimini kein Dokument, das in irgendeiner Weise das Verhältnis des Ordens zum Reiche regelte — im Gegenteil, es war bewußt offengelassen und mit keiner Silbe berührt. Hermann von Salza war über die Ansichten an der Kurie genauestens informiert und hat den Charakter seines Ordens als geistliche Genossenschaft niemals in Zweifel ziehen wollen — er hätte sich damit seines eigentlichen Auftrages begeben. Gerade Hermann von Salza aber hat die Unterstützung der Kurie gegen den Ungarnkönig in den Ausein-

²⁸⁾ Daß der Hochmeister nicht Reichsfürst wurde, ist durch Julius Ficker, Ernst Werminghoff und Erich Caspar erwiesen worden (Caspar, a. a. O. S. 15 ff.) Die Meinung, der Hochmeister sei Reichsfürst geworden, hält sich nicht nur in populären Schilderungen (ohne Kritik jüngst noch zitiert in dem an sich verdienstlichen und wohlmeinenden Reisebericht von AUGUST SCHOLTIS, Reise nach Polen, München 1962, S. 125, nach einer Schrift aus der nationalsozialistischen Zeit), sondern auch in Schulbüchern.

²⁹⁾ G. A. DONNER, Das Kaisermanifest an die ostbaltischen Völker vom März 1224. In: Mitt. des Westpr. Geschichtsvereins 1928, S. 8 ff.; dazu E. MASCHKE in: Altpreußische Forschg. VIII, 1931, S. 152 ff.; G. A. DONNER, Kardinal Wilhelm von Sabina, Bischof von Modena (Helsinki 1929), S. 83 ff.; FRIEDRICH KOCH, Livland und das Reich bis zum Jahre 1225 (Posen 1943), S. 57.

³⁰⁾ W. HUBATSCH, Der Deutsche Orden und die Reichslehnschaft über Zypern (Nachrichten der Akademie d. Wiss. Göttingen, phil.-hist. Kl. Jg. 1955, Nr. 8).

andersetzungen um das Burzenland erfahren — er wäre ja nicht der kluge Staatsmann gewesen, als den ihn die Zeitgenossen schätzten und die Nachwelt bis heute verehrt, hätte er dies nicht völlig klar erkannt. Die Goldbulle von Rimini bedeutet also auch in keiner Weise eine Art Verfassungsgrundgesetz für den späteren Ordensstaat, der weder zum Reich gehörte, noch in irgend einer Weise — es sei denn lediglich dadurch, daß die Ordensdiplomatie es verstand, sich mit den jeweiligen deutschen Königen oder römischen Kaisern gut zu stellen und ihren Schutz zu erbitten — der Herrschaft des deutschen Königs unterstand. Wenn nun die Ordensdiplomatie bereits seit den Zeiten Friedrichs II. und seiner Gegenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland sich alle Privilegien, Schenkungen usw. bestätigen ließ, dann bezogen sich diese selbstverständlich nur und ausschließlich auf die Besitzungen im Reich — und auf das 1309 erworbene Pommerellen, wie sogleich noch zu zeigen sein wird —, niemals aber auf den sogen. Ordensstaat im eigentlichen Sinne, d. h. auf Preußen. Eine Untersuchung der Schutzprivilegien der Könige und Kaiser für den Deutschen Orden steht noch aus, so notwendig sie wäre. Soweit bisher zu sehen ist, sind sie alle noch vorsichtiger gehalten, als die Goldbulle von Rimini, mit der einen Ausnahme der Schenkung Ludwigs von Bayern an den Deutschen Orden von 1337 über Litauen und sein Schutzprivileg vom Jahre vorher³¹⁾. Freilich haben die Ordensbrüder diese Schutzprivilegien auch in ihrer diplomatischen Auseinandersetzung insbesondere mit Polen, seit 1386 mit Polen-Litauen zu nützen gewußt, aber niemand ist sich im Orden jemals darüber im unklaren gewesen, daß der Orden der Kurie unterstand, und es ist kein Zufall, daß er hier einen ständigen Prokurator unterhielt. KURT FORSTREUTER hat jüngst die Geschichte der Generalprokuratoren bis 1403 behandelt, und HANS KOEPPEN verdanken wir die Edition der überaus wichtigen Berichte des Generalprokurators Peter von Wormditt (1403—1419)³²⁾. Für die Stellung des Ordens in Preußen ist nur von entscheidender Bedeutung die bekannte Bulle Papst Gregors IX. vom 3. August 1234³³⁾. Kaiser und Hochmeister weilten damals beide am päpstlichen Hof, und es ist anzunehmen, daß Hermann von Salza auch hierbei Einfluß auszuüben versucht hat. Caspar hat festgestellt, daß die Erklärung des Papstes, er nehme das von Herzog Konrad von Masowien dem Orden geschenkte Kulmerland und denjenigen Teil des Preußenlandes, den der Orden für den christlichen Glauben gewonnen habe, in den Schutz des hl. Petrus, auch den Erklärungen für das Burzenland entspräche. Dann freilich folgt eine überraschende Wendung: „*Ceterum in eadem terra*

³¹⁾ M. HEIN, Die Verleihung Litauens an den Deutschen Orden durch Kaiser Ludwig den Bayern I. J. 1337. In: *Altpreuß. Forsch.* 19 (1942), S. 36 ff.; dazu *Preuß. Urk. Buch III*, 1, Nr. 134.

³²⁾ Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie. Bd. I. K. FORSTREUTER, *Die Geschichte der Generalprokuratoren von den Anfängen bis 1403* (Göttingen 1961); Bd. II. H. KOEPPEN, *Peter von Wormditt (1403—1419)* (Göttingen 1960).

³³⁾ *Preuß. Urk. Buch I*, 1, Nr. 108, S. 83/84; dazu Caspar, a. a. O. S. 31 ff.

dispositioni sedis apostolice reservamus, ut per ipsam, cum vobis propitiationis divine munere oblata eiusdem terre spatia contigerit obtinere ac de statu ipsius per vos plenius fuerimus informati, ordinetur de construendis in ipsa ecclesiis et instituendis ibidem clericis, episcopis et prelati aliis, necnon de providendo, quod iidem de praefata terra congruam habeant portionem, et quod promissiones et pactiones, quas presentibus habitatoribus eiusdem terre fecisse noscimini aut futuris facietis, in postremum a vobis valeant observari, et quod in recognitionem domini et percepte a sede apostolica libertatis ecclesie Romane census annuus persolvatur, sicut in domino ac honorem ecclesie ac utilitatem vestram visum fuerit expedire³⁴⁾. Drei Dinge sind in diesem Satz zusammengefaßt: einmal der Vorbehalt der Kurie, die kirchliche Organisation und die Einrichtung von Bistümern zu gegebener Zeit vorzunehmen, wenn es dazu an der Zeit sei und entsprechende Informationen vorlägen; zum anderen die Anerkennung der den zum Christentum bekehrten Einwohnern des Landes gemachten Zusicherungen und Versprechungen; drittens die Anerkennung der päpstlichen Oberherrschaft durch die Festlegung eines Rekognitionszinses. Mit Händen zu greifen ist die Erfahrung, die die Kurie in Livland und bei der Auseinandersetzung zwischen den dortigen Bischöfen und dem Orden der Schwertbrüder gemacht hatte³⁵⁾. Wenige Monate vorher hatte Wilhelm von Modena, der bereits 1227 einmal nach Livland entsandt worden war, erneut seine Beauftragung mit einer Legation in Livland und Preußen erhalten, ein Mann, dessen Persönlichkeit die Gewähr bot für eine gerechte Lösung von Streitfragen und eine wohlwollende Beurteilung der Absichten des Ordens³⁶⁾. Auch in Livland hatte bereits Innozenz III. die Neubekehrten gegen Rechtsminderung in Schutz nehmen müssen³⁷⁾, und es ist ganz deutlich, daß die Kurie hier auf diese Erfahrungen zurückgreift und die Neugetauften schützen will — der Friede von Christburg ist hier sozusagen vorweggenommen. Entscheidend für unsere Fragestellung ist die letzte der drei Bestimmungen, die ganz unbezweifelbar eine päpstliche Oberherrschaft festlegt. Damit wird, wie Caspar bereits festgestellt hat, über die in der Goldbulle von Rimini dem Orden zugestandene Landesherrschaft stillschweigend hinweggegangen — und dies zu einem Zeitpunkt, da Kaiser und Hochmeister an der Kurie weilten! Daß hier bewußte Absicht im Spiel ist, dürfte kaum bezweifelt werden. Die Einrichtung von Bistümern, die 1243 Wilhelm von Modena vornahm, hat den Orden ein volles Drittel des von ihm unterworfenen Gebiets gekostet, und wenn es ihm auch im allgemeinen gelungen ist, dies dadurch wett zu machen, daß drei dieser Bistümer und ihre Domkapitel ihm

³⁴⁾ Preuß. Urk. Buch a. a. O. S. 84.

³⁵⁾ Darauf weist mit Nachdruck Caspar, a. a. O. S. 36, hin.

³⁶⁾ G. A. DONNER, Kardinal Wilhelm von Sabina, a. a. O.

³⁷⁾ Livl. Urk. Buch I, Nr. 13, 54, 71, 97; weitere Ermahnungen Innozenz' III (von 1214/15) teilt mit: L. ARBUSOW, Römischer Arbeitsbericht I (Acta Universitatis Latviensis XVII, Riga 1928), S. 323.

inkorporiert wurden³⁸⁾ — lediglich im Ermlande gelang dies bekanntlich nicht —, bedeutet es theoretisch und z. T. auch faktisch eben eine Einschränkung seiner Landesherrschaft, die sich im 15. Jh. empfindlich bemerkbar machte. Was nun die in die Formen des Lehnrechts gekleidete Oberherrschaft des Papstes über das Ordensland anlangt, so muß daran erinnert werden, daß bereits Caspar sehr richtig gemeint hat, es habe sich „um ein reales, kein bloß formales Recht“ gehandelt, zumal der Papst direkten Zugang zur Bevölkerung des Prußenlandes besaß: sie stand seit dem 31. Dezember 1224, als Honorius III. auf Betreiben des Bischofs Christian, des vom Orden verdrängten Prußenmissionars, ein entsprechendes Schutzversprechen gab, das Gregor IX. 1227 expressis verbis erneuert hatte, unter dem Schutz des Papstes³⁹⁾. Daß die Prußen dies wußten, beweist ihre Appellation an die Kurie, die den Vertrag von Christburg 1249 nach sich zog. Caspar hat sehr mit Recht darauf hingewiesen, daß die Vorstellung, die Neubekehrten seien Schutzverwandte des Papstes, gerade bei Gregor IX. in dessen Bestätigung des Vertrages von Kruschwitz ausgesprochen wird, wobei auf den päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena als eine päpstliche Instanz im Lande selbst verwiesen wird⁴⁰⁾. Die Herrschaft der Ordensritter soll sich überhaupt nur auf das Land der Heiden erstrecken, die noch nicht für das Christentum gewonnen sind. Selbst in der Bulle von Rieti wird bestimmt, daß der Orden das geschenkte und gewonnene Land besitzen soll „*ita ut per vos aut alios dicta terra nullius unquam subjiciatur dominio potestatis*“⁴¹⁾. Das heißt doch nichts anderes — und es muß Caspar recht gegeben werden, daß dieser überaus wichtige Zusatz zur Übertragung des Kulmerlandes und Prußenlandes durch den Papst wenig beachtet wird, — als daß dieses neu dem Christentum gewonnene Land weder der Herrschaft der Ordensbrüder noch irgendeiner anderen Gewalt unterworfen werden soll, mit anderen Worten: an der Kurie dachte man gar nicht daran, „einen neuen Staat in Preußen zu schaffen, auch keinen päpstlichen Lehnstaat, wie etwa Sizilien. Preußen wird in der Bulle vielmehr lediglich als Missionsgebiet betrachtet, dessen erste, wie alle künftigen christlichen Bekenner im voraus den apostolischen Schutz genießen und sich kraft desselben der Garantie ihrer Freiheit direkt unter Rom erfreuen. Der deutsche Orden ist der Bestimmung der Ritterorden gemäß zum Kampf gegen die Heiden nach Preußen gerufen, und wird zum Dank für das bereits Geleistete und zur Aufmunterung für seine weitere Arbeit mit dem Lande, wie er es erobernd Schritt für Schritt in das Eigentum des apostolischen Stuhls bringt, belehnt. Sein Anspruch betrifft lediglich das den Heiden im Kampf abgenommene Land. Jede freiwillige Bekehrung der Heiden setzt

³⁸⁾ Vgl. dazu jetzt B. POSCHMANN, Bistümer und Deutscher Orden in Preußen 1243—1525. Diss. Münster 1960 (gedruckt 1962).

³⁹⁾ CASPAR, a. a. O. S. 34.

⁴⁰⁾ CASPAR, a. a. O. S. 32.

⁴¹⁾ Preuß. Urk. Buch I, 1, Nr. 108 a. a. O.

diesem Recht automatisch Schranken“⁴²⁾. Innozenz IV. hat dies 1253 nochmals ausdrücklich bekräftigt.

Gewiß, auch die Bulle von 1234 war nur ein Provisorium und schuf nicht eine verfassungsmäßige Grundlage. Caspar hat schon darauf hingewiesen, daß die Frage offen bleibt — und geblieben ist, wie man ergänzend hinzufügen kann — was denn mit dem Lande, das der Orden den nicht bekehrungswilligen Heiden abgenommen hatte und das ihm doch übertragen war, anfangen sollte. Hermann von Salza, der die kuriale Missionstheorie kannte, hat ihr 1226 dadurch zu widerstreben versucht, daß er sich vom Kaiser die Herrschaft über Bekehrte wie Ungläubige ausdrücklich bestätigen ließ⁴³⁾. Aber wenn man hier auch feststellen mag, daß der Hochmeister die Bekehrungsabsicht hinter der Errichtung einer Landesherrschaft zurücktreten ließ, so ist um die Tatsache nicht herumzukommen, daß der Orden keinen Staat zu gründen, sondern Mission zu treiben hatte. Seit 1298 haben ihm dies seine ältesten Feinde, die Rigaer Bürger und der Erzbischof von Riga, auch vorgeworfen, wobei — sehr bezeichnend übrigens, weil dadurch deutlich wird, wie genau man über die Aufgaben des Ordens Bescheid wußte — wörtlich aus der Bulle von 1234 zitiert wird⁴⁴⁾. Es sind die gleichen Argumente, die später die Polen dem Deutschen Orden entgegengehalten haben⁴⁵⁾.

Näheres Zusehen ergibt also, daß die Grundlagen, auf denen der sogen. „Staat“ des Deutschen Ordens ruhte, brüchig waren. Mit Recht weist Caspar darauf hin, daß Hermann von Salza zu einem Kompromiß genötigt war, das ihn zwang, die einander ausschließenden Anschauungen von Kaiser und Papst beide bestehen zu lassen, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. „Die preußische Gründung war als autonomer Staat geplant, sie mußte aber zugleich als ein Missionsunternehmen unter päpstlicher Sanktion ins Leben treten“⁴⁶⁾. Es ist daher völlig richtig, wenn Caspar davor warnt, dieses Gebilde, dessen Konturen sich bei den guten Fortschritten, die die Unterwerfung und Bekehrung zunächst machte, sehr bald abzeichneten, einen „Missionsstaat“ zu nennen, weil dies die päpstliche Auffassung ausgeschlossen hätte. Man wird daher das Ordensland, dessen Staatwerdung früh begann, korrekt als Missionsgebiet bezeichnen müssen, bestenfalls als Ordensterritorium. Dabei ist stets darauf hinzuweisen, daß alle Abmachungen, die der Orden

⁴²⁾ Ebda. S. 35.

⁴³⁾ Ebda. S. 37.

⁴⁴⁾ Livländ. Urk. Buch II, Nr. DCXVI; abgedruckt auch in: Das Zeugenverhör des Franciscus de Moliano, hrsg. v. A. Seraphim (Königsberg 1912), S. 162 ff.

⁴⁵⁾ *Lites ac res gestae inter Polonos Ordinemque cruciferorum*, 3 Bde. (Posen/Warschau 1890—1935); wichtig in unserem Zusammenhang die Prozesse von 1319 und 1339 in Bd. 1.

⁴⁶⁾ Mit dieser Formulierung, die Hermanns von Salzass Absicht deutlich zu machen versucht, zugleich aber auch die ihr gesteckten Grenzen erkennen läßt, versucht Caspar, a. a. O. S. 54, das Wesen dieses merkwürdigen Gebildes zu fassen. F. L. CARSTEN, *The Origins of Prussia* (Oxford 1954), S. 7, spricht von „a strong ecclesiastical principality“.

traf und die die Kurie bestätigte, unter dem Vorbehalt standen, den der Text des Vertrages von Christburg vom 7. Februar 1249 enthält: „*salvis in omnibus apostolice sedis auctoritate et obedientia, dominio et iure*“⁴⁷⁾. An dieser Haltung der Kurie hat sich auch in den kommenden Jahrhunderten grundsätzlich niemals etwas geändert. Das heißt aber nichts anderes, als daß dieser sogen. Ordensstaat in Preußen im Grunde für sie stets ein der ihr unterstehenden geistlichen Genossenschaft der *fratres hospitalis sanctae Marie Teutonicorum* zugewiesenes Territorium war, über welches sie selbst — da es unter dem Schutz des hl. Petrus stand — die Oberhoheit ausübte.

Ich glaube, daß dieser hier etwas umständlich geführte Beweis, der bereits längst Bekanntes in die Erinnerung zurückrufen sollte, uns endlich davon abbringen müßte, den sogen. Staat des deutschen Ordens als das „Bollwerk“ des Deutschtums im Osten usw. zu bezeichnen. Es sind weder deutsche noch (moderne) abendländische oder (moderne) europäische Antriebe gewesen, die die Kurie zur Unterstützung des Ordens veranlaßt haben, sondern allein und ausschließlich christliche, dazu noch in einer Zeit, in der die Gefahr des Mongoleneinfalls erst drohte — man wußte bekanntlich an der Kurie schon längst davon, und HANS PATZE hat jüngst sehr richtig auf diese Zusammenhänge hingewiesen⁴⁸⁾ —, dann eintrat und schließlich wie ein fernes Gewitter noch lange am Horizont stand.

Man wird sich nun zu fragen haben, wann der Orden sich entschlossen hat, ungeachtet der brüchigen Grundlagen seiner Herrschaft im Prußenlande — auch der große Prußenaufrüstung von 1260 konnte ja lediglich zur Begründung für die Aufhebung des Vertrages von Christburg herhalten, zu mehr nicht! —, den Aufbau eines Territoriums nach dem Muster der Fürstentümer im Reich zu wagen; wir wollen immerhin ein Fragezeichen setzen bei der oft wiederholten Behauptung, Hermann von Salza habe eine Staatsgründung vorgeschwebt. In den Jahren bis 1283, bis zur Umsiedlung der letzten Sudauer in das Samland, waren insbesondere die östlichen Gebiete auch noch ungesichert. Gleichwohl läßt sich der Zeitpunkt, zu dem die Ordensleitung sich entschlossen haben muß, an die territoriale Konsolidierung zu denken, verhältnismäßig genau bestimmen — zugleich wird damit die Wende vom Ordensterritorium zum Ordensstaat deutlich. 1276 läßt sich der Orden das Land Mewe auf dem linken Weichselufer von Herzog Sambor von Pommerellen übertragen⁴⁹⁾. Es ist dies der erste Schritt zur Festsetzung in einem längst christianisierten, kirchlich fest organisierten Lande, in dem den Orden keinerlei Aufgaben der Heidenbekämpfung erwarteten. Zur gleichen Zeit beginnt sich das Ende der Tätigkeit im Hl. Lande abzuzeichnen, erwerben auch die Johanniter große Besitzungen auf

47) Preuß. Urk. Buch I, 1, Nr. 218, S. 158 ff.

48) H. PATZE, Der Frieden von Christburg vom Jahre 1249. In: Jahrbücher für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands Bd. 7 (1958), S. 40 ff.

49) Pommerellisches Urk. Buch I, Nr. 278.

Zypern und vor allem auf Rhodos. 1191 fällt Akkon, der Orden verliert seine dortigen Besitzungen, der Hochmeister siedelt zunächst nach Venedig über. Aber sehr bald wird der Ordensleitung durch die Haltung der Seerepublik zum Bewußtsein gebracht, daß sie nicht erwünscht ist, sowohl durch ihre guten Beziehungen zum römischen König, wie zur Kurie. Die Ordensleitung hat nun seither planmäßig das Ziel verfolgt, ganz Pommerellen, das 1294 auf Grund eines Erbvertrages an Großpolen gefallen war, zu erwerben. Die einzelnen Phasen der Auseinandersetzungen sollen uns hier nicht beschäftigen⁵⁰⁾. Sie endeten bekanntlich mit dem Vertrag zu Soldin vom 13. September 1309⁵¹⁾, auf Grund dessen der Orden den brandenburgischen Askaniern ihre — bei näherem Zusehen freilich zweifelhaften — Erbansprüche auf Pommerellen mit Danzig um 10 000 Mark Silbers abkaufte. Im Lager vor Brescia, also auf dem Romzuge und angewiesen auf die Hilfe, die ihm der Orden in Italien zuteil werden ließ, bestätigte König Heinrich VII. am 12. Juli 1311 diesen Kauf⁵²⁾. Offenbar hat der Orden auch versucht, an der Kurie den Kauf bestätigen zu lassen, allein die Bulle vom 28. März 1310, die Clemens V. ausstellte, enthält nur eine allgemeine Bestätigung aller Besitzungen und Rechte des Ordens einschließlich derer, die ihm von den Kaisern zuteil geworden seien⁵³⁾ — ein Hinweis auf Pommerellen fehlt, und zudem darf nicht vergessen werden, daß gerade in dieser Zeit der Prozeß gegen den Orden an der Kurie lief, den der Erzbischof Friedrich von Riga angestrengt hatte⁵⁴⁾. Das Zeugenverhör des Franciscus de Moliano von 1312 gibt einen Einblick in die schwelenden Spannungen⁵⁵⁾. Indes war der Orden, vertreten, vielleicht schon seit 1305, durch einen klugen Generalprokurator in Avignon, Konrad von Bruel⁵⁶⁾, genau über die schwache Stellung Papst Clemens V. gegenüber Philipp dem Schönen von Frankreich unterrichtet, so daß der Zeitpunkt der Erwerbung Pommerellens unter Mißachtung der Rechte und Ansprüche, die Władysław Łokietek von Großpolen und Kujawien darauf glaubte erheben zu können, außerordentlich geschickt gewählt war.

Mit der Übersiedlung des Hochmeisters auf die Marienburg und der Erwerbung Pommerellens mit Danzig ist die Territorialstaatsbildung des Ordens vollendet. Seither kann man vom Ordensstaat sprechen. Aber es war ein Staat, an dessen Spitze der gewählte Repräsentant einer geistlich-ritterlichen Genossenschaft stand, die, wie an anderer Stelle angedeutet wurde⁵⁷⁾, sich aus Menschen zusammensetzte, denen in der Regel sonst der Aufstieg zur Landesherr-

⁵⁰⁾ G. DIERFELD, Die Verwaltungsgrenzen Pommerellens zur Ordenszeit. In: *Altpreuß. Forschg.* 10 (1933), S. 9 ff.

⁵¹⁾ Pommerell. Urk. Buch I, Nr. 676.

⁵²⁾ Preuß. Urk. Buch II, Nr. 37, S. 23 f.

⁵³⁾ STREHLKE, *Tabulae a. a. O.* Nr. 675.

⁵⁴⁾ Vgl. oben Anm. 44.

⁵⁵⁾ Ebd.

⁵⁶⁾ FORSTREUTER, *Die Geschichte der Generalprokuratoren a. a. O.* S. 76 ff.

⁵⁷⁾ M. HELLMANN, *Bemerkungen zur sozialgeschichtlichen Erforschung des Deutschen Ordens.* In: *Hist. Jb.* 80, 1961, S. 126 ff.

schaft nicht gelungen wäre und die hier eine Art kollektiver Landesherrschaft ausüben vermochten. Es war ein Staat, der im Grunde auf dem Gegensatz zwischen Kaisertum und Papsttum beruhte. Die vielgewandte Ordensdiplomatie hat es verstanden, viele Jahrzehnte lang die in der Grundanlage des Ordensstaates klaffenden Widersprüche zu verschleiern. Sie paßte sich einmal den kaiserlichen, ein andermal den päpstlichen Anschauungen an, je nachdem. Bekannt ist jenes ärgerliche Wort Kaiser Sigismunds, der Orden verstehe es immer, sich jeder Oberherrschaft zu entziehen. Wolle der Papst etwas von ihm, so erklärten die Ordensritter, sie stünden unter dem Kaiser, und wollte der Kaiser sie seinen Plänen unterordnen, so behaupteten sie, sie ständen unter dem Papst. Damit traf Kaiser Sigismund im Grunde genau das Wesen dieses merkwürdigen staatlichen Gebildes, das im Grunde nur in dieser unklaren und schwankenden Stellung zwischen den beiden universalen Mächten zu behaupten war.

Freilich, solche schwankende Stellung hat nicht verhindert, daß sich eine merkwürdige Staatsräson herausbildete. In den Prozessen des 14. und 15. Jahrhunderts ist dem Orden vorgeworfen worden, er habe die christliche Mission in den östlichen Nachbarländern behindert, wenn ihm diese seine Existenzberechtigung oder augenblickliche politische Absichten zu behindern schien⁵⁸⁾. Dies ist, mindestens für einige konkrete Fälle, die im Zeugenverhör des Franciscus de Moliano zur Sprache kommen, richtig⁵⁹⁾. Ebenso richtig ist, daß die Besetzung Pommerellens unschöne Begleiterscheinungen — auch die Zerstörung von Kirchen — mit sich gebracht hat, wie die Prozeßakten erkennen lassen⁶⁰⁾. Wie aber vertrug sich dies mit seinem ursprünglichen Auftrag? Die Frage ist früh von den Gegnern des Ordens gestellt worden, wie uns scheinen will, mit einigem Recht. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts hat sich daher der Orden, zunächst in vorsichtiger Weise, seit dem Ersten Frieden von Thorn ganz offen, an eine politische Kraft gewandt, die er, der die Verhältnisse in Böhmen so gut kannte und genau beobachtete, dort vielleicht zuerst kennengelernt haben könnte: das Nationalbewußtsein. Briefe des Hochmeisters Paul von Rusdorf an deutsche Reichsfürsten deuten in diese Richtung⁶¹⁾. Es ist kein Zufall, daß Kaiser Maximilian I. zu Ende des 15. Jhs., auf dem Freiburger Reichstag

⁵⁸⁾ Vgl. das Zeugenverhör des Franciscus de Moliano a. a. O. Lites ac gestae a. a. O. Bd. I.

⁵⁹⁾ Vgl. dazu M. HELLMANN, Das Lettenland im Mittelalter (Köln/Münster 1954), S. 191 ff.

⁶⁰⁾ Lites ac res gestae a. a. O. Bd. I, S. 28.

⁶¹⁾ Es wäre reizvoll, zu untersuchen, seit wann der Orden betont als deutsch auftritt. Bei Paul von Rusdorf steht das Christliche durchaus noch im Vordergrund, auch wenn er behauptet, daß der von den südlichen Nachbarn ausgeübte Druck „nicht alleine zu unsers Ordens, sunder der gantzen Cristenheit underdrückunge durch dy Polan wirt getriben und gearbeit“. Um plausibel zu machen, wie böse die — immerhin ja doch auch christlichen — Polen seien, gibt er an, „das sy sich mit den Ketzern gantz geeinet, verknüpfft und verpunden haben“, d. h. mit dem Großfürstentum Litauen, das in großem Umfange orthodoxe Untertanen umfaßte.

von 1498 im Zusammenhang mit einer Eingabe des Ordens erklärte, der Orden habe so viel für Kaiser, Reich und deutsche Nation getan, daß man ihn jetzt in seinen Auseinandersetzungen mit anderen Gewalten sozusagen aus Anständigkeit nicht im Stich lassen dürfe⁶²⁾. Im Laufe des 15. Jhs. ist also — Einzelheiten sind noch zu untersuchen — der Schritt von der Begründung der staatlichen Existenz des Ordens als Vollzug des Missionsauftrages zur Rechtfertigung durch seine nationalen, seine deutschen Leistungen erfolgt. Dabei ist das Bemerkenswerte, daß dieser „nationalen“ Begründung der Existenz nach außen keine Weckung eines Reichsbewußtseins oder eines deutschen Nationalbewußtseins im Inneren parallel gegangen ist. Wohl ergab sich, auch als der Ordensstaat 1466 und 1525 auseinanderbrach, ein preußisches Allgemeinbewußtsein, dessen Niederschlag wir verfolgen können — auch dieses unterschiedlich stark, insbesondere in seiner historischen Wirkkraft⁶³⁾. Vergleicht man die insbesondere nach 1525 spürbare deutsche Reichsfeindschaft in Preußen mit den noch heute bewegenden Erklärungen etwa der Ritterschaft des Erzstifts oder der Stadt Riga i. J. 1530, daß sie alle lieber sterben wollten, „*ehr wy uns dem hylgen Rikke und duitscher Nation wolden laten affwenden*“⁶⁴⁾ oder mit der ähnlich lautenden Erklärung des Rigaer Bürgermeisters vom Jahre 1561⁶⁵⁾, dann wird deutlich, wie die livländischen Bistümer, Städte und Ritterschaften sich als echte Glieder des Reiches empfanden. Sie waren es ja auch rechtlich, und an der Tatsache, daß die drei Bistümer Riga, Dorpat und Ösel-Wiek Markgrafschaften des Reiches war, hatte nie jemand gezweifelt. In der unsicheren Haltung der Bevölkerung Preußens, schon im 13jährigen Städtekriege, dann nach 1466 und nach 1525 offenbart sich viel vom Wesen des Deutschordensstaates. Ganz anders als im Reich, wo der Orden noch im 18. Jahrhundert Träger des Reichsgedankens gewesen ist (was oft vergessen wird, wenn man nur an das preußische Ordensland denkt!), ist der Deutsche Orden in Preußen nicht in der Lage gewesen, einen Staatsgedanken zu schaffen oder an einem solchen mitzuwirken, weil ihm dies unmöglich war. Von den angeblichen neuen Staatsideen, die er habe verwirklichen müssen, wie Treitschke schreibt, ist in den Quellen nichts zu bemerken. Es wäre gewiß unangebracht, sich nicht der Leistung dankbar zu erinnern, die der Orden in der Siedlung, in der Gewinnung des Prußenlandes für das Deutschtum vollbracht hat — seine Aufgabe war es nicht! Man wird vielleicht so sagen dürfen: seine bedeutendste und dauerhafteste Leistung war die, für die er weder geschaffen, noch in den Osten gesandt worden war. Das aber, was er tun sollte — die Heiden, zuletzt die Litauer, für das Christentum

⁶²⁾ B. SCHUMACHER, Studien zur Geschichte der Deutschordensballeien Apulien und Sizilien. In: Altpreuß. Forschg. Jg. 19, 1942, S. 191 ff.

⁶³⁾ Hier sind Untersuchungen noch dringend nötig; für Danzig vgl. die leider bisher noch ungedruckte Arbeit von JOSEF LEINZ, Die Ursachen des Abfalls Danzigs vom Deutschen Orden unter besonderer Berücksichtigung der nationalen Frage (Münster 1960).

⁶⁴⁾ R. WITTRAM, Baltische Geschichte (München 1954), S. 64.

⁶⁵⁾ Ebda. S. 71.

zu gewinnen —, tat er nur zum Teil und überließ beispielsweise die Taufe der Litauer seinen politischen Gegnern, den Polen. Bereits vor 34 Jahren schrieb Erich Caspar: „Das rosig-romantische Bild des Ordensstaates, wie Johannes Voigt es zeichnete, hat durch die wissenschaftliche Arbeit eines Jahrhunderts dunklere Farben angenommen.“ Es scheint nötig, zu betonen, daß diese Farben sich in dem seither verflossenen Menschenalter durch die wissenschaftliche Forschung nicht haben aufhellen lassen. Freilich ist der Ordensstaat nicht mit Preußen gleichzusetzen und von allen jenen Verdikten frei, die man diesem mitunter zudenken zu müssen glaubt. Dafür aber ist er selbst in seiner Zwielfichtigkeit innerhalb der hoch- und spätmittelalterlichen Welt nur um so deutlicher geworden. Auch die verklärende Erinnerung an ein schönes, einst von ihm beherrschtes, vielen von uns Heimat gewesenes Land, vermag darüber nicht hinwegzuhelfen.

Das kolorierte Gießener Papyrusfragment

P. Giss. Inv. Nr. 1080

I

Zu der Sammlung der Papyri Gissenses (Papyri des Oberhessischen Geschichtsvereins), die in der Universitäts-Bibliothek Gießen zusammen mit den Papyri bibliothecae universitatis Gissensis und den Papyri Iandanae aufbewahrt wird¹⁾, gehört das eigenartige und bisher noch nicht publizierte Fragment, das die Inventar-Nummer 1080 trägt.

Es handelt sich um ein Bruchstück bemalter Papyruskartonage mit Hieroglyphen. Wenn man das heute unter Glas liegende Fragment sieht, meint man, ein normales Papyrusblatt bzw. die Reste eines solchen vor sich zu haben. Aber das Material ist viel dicker als das eines üblichen Papyrusblattes: es sind mehrere Papyrusschichten übereinandergeklebt. Durch diese einfache Methode erhielt man im alten Ägypten eine Art Pappe, die man im späteren Altertum auch zur Herstellung von Kodexeinbänden verwendete²⁾. Viel häufiger und vor allem sehr viel früher benutzte man derartige, oft aus Makulatur hergestellte und fest verklebte Papyruskartonage aber zum Einwickeln von Mumien und zum Ausstopfen von Hohlräumen zwischen dem Körper und der äußeren Mumienhülle³⁾. Es ist mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch das Gießener Fragment zur sogen. Mumienkartonage gehört. Bildliche Darstellung und Beschriftung zugleich können darauf deuten, daß das Fragment entweder von der Außenseite einer Mumie oder auch von der Ausschmückung des Mumiensarges⁴⁾ stammt.

Während die Papyri Gissenses eine geschlossene Sammlung darstellen, deren erste Stücke E. KORNEMANN 1902 in Ägypten angekauft hatte und die durch die Munifizenz von W. GAIL bis 1914 durch mehrere Ankäufe vergrößert wurde, ist das Fragment Nr. 1080 als einziges Stück erst später in die Sammlung eingereiht worden. Ein zufällig erhaltener Brief von E. KORNEMANN an K. KALBFLEISCH vom 24. 4. 1938 aus Grünwald bei München nennt uns in erwünschter Weise einige Einzelheiten zu dem Stück im Zusammenhang mit der Ankündigung einer Sendung nach Gießen: sie wird „ein Stück Papyrus-Cartonnage enthalten, das auf Gails Wunsch (von dem ich bei Aufenthalt in Cairo s. Zt. zu Ankäufen Privatgeld zur Verfügung

¹⁾ Zu der Sammlung P. Giss. vgl. zuletzt H. GUNDEL, Mitt. d. Oberhess. Geschichtsvereins 36, 1953, 13 ff.; Das Inventar der Papyri Gissenses, Kurzberichte aus den Papyrussammlungen, Gießen 1958, Nr. 8 (dort S. 19 ff., 38 ff. weitere Literaturangaben).

²⁾ Vgl. W. SCHUBART, Das Buch bei den Griechen und Römern⁶ (1962), 128. — Das Aussehen von Fragmenten, die aus einem Buchdeckel gewonnen sind, kann P. Iand. Inv. Nr. 660 zeigen.

³⁾ Vgl. K. PREISENDANZ, Papyrusfunde und Papyrusforschung (1933), 132 ff.

⁴⁾ Vgl. dazu auch z. B. F. ZUCKER, Gymnasium 60 (1953), 7. u. Taf. IV, 1.

hatte) mein Privat-Eigentum sein sollte. Ich dediziere es hiermit der Gießener (Gail'schen) Sammlung. Es war ein Stück meines in den Pap.-Übungen“ (an der Universität Breslau) „gebrauchten Apparates und ist von einem dummen Schüler einmal unfein behandelt (d. h. zerbrochen) worden“. Am 29. 4. bestätigte KALBFLEISCH den Empfang der Kartonage und teilte am 10. 5. 1938 mit, daß sie zunächst im Geldschrank des Klassisch-Philologischen Seminars „feuersicher verwahrt“ wird. Ob sie dort den Krieg überstanden hat oder zusammen mit den Papyri Gissenses in den Tresor der damaligen Dresdner Bank ausgelagert war⁵⁾, kann heute nicht mehr genau gesagt werden. Nach dem Krieg befand sie sich in einem größeren Briefumschlag, der den handschriftlichen Hinweis Kalbfleischs auf die Papyruskartonage von Geh.-Rat Prof. E. Kornemann trug. Durch das Grundwasser, das so vielen Gießener Papyri zum Verhängnis wurde, hat das Fragment offensichtlich nicht gelitten. Um das Stück vor Beschädigungen zu schützen, ist es 1957 auf Weisung von Bibliotheksdirektor Dr. J. SCHAWÉ von Buchbindermeister H. SCHNEIDER in der Universitäts-Bibliothek Gießen verglast worden.

Unter den in Gießen aufbewahrten Papyri ist das Fragment schon deshalb von besonderer Bedeutung, weil es das einzige Stück ist, das eine kolorierte Zeichnung enthält. Es gehört damit in eine auch sonst in Sammlungen nicht häufig vertretene Gruppe von Papyri⁶⁾. Aus den Gießener Sammlungen sind ihm gattungsmäßig nur wenige weitere Fragmente anzureihen⁷⁾.

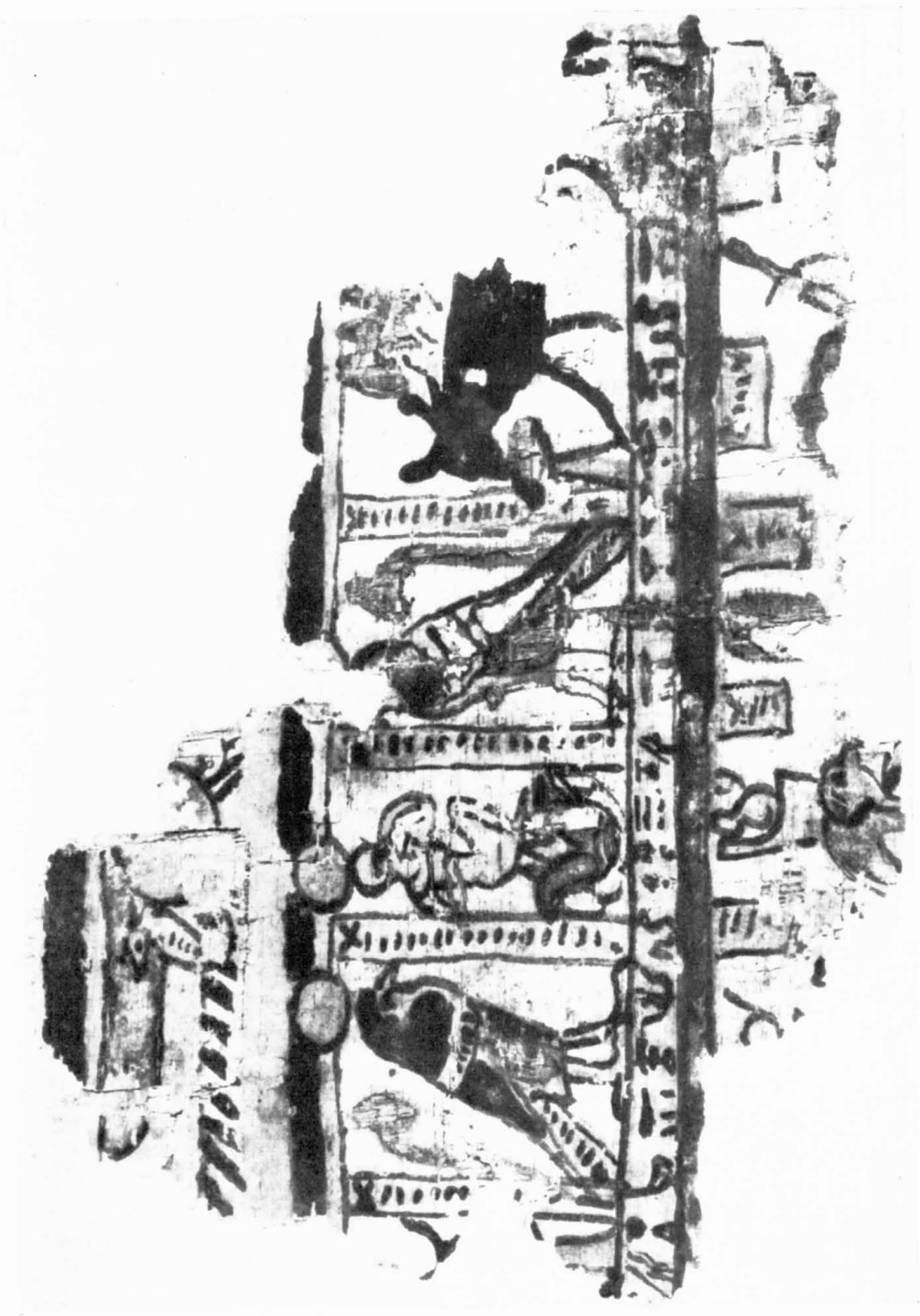
Beschreibung: P. Giss. Inv.-Nr. 1080 ist in seiner größten Ausdehnung 15,7 cm hoch und 22,8 cm breit, wobei jedoch der ringsum zerfetzte Zustand einen fortwährenden Wechsel der Ausmaße bedingt (vgl. Abb.). Die Rückseite ist leer. — Die Darstellung zeigt eine Komposition in drei übereinanderliegenden Parallelstreifen; die Höhe des obersten Streifens beträgt 4,5 cm, die des mittleren 7 cm und die des unteren 4,2 cm, jeweils einschließlich des oberen horizontalen Abschluß-Striches, der oben und in der Mitte braun-schwarz ist, unten neben schwarzen Flecken viel blau enthält und ursprünglich wohl blau war.

1. Oberer Streifen: Untergrund gelb, Sonnenscheibe rot, Flügel blau, Ansätze zwischen Scheibe und Flügel gelb; schräges Strichband braun-schwarz auf Papyrusgrund.

⁵⁾ Vgl. H. G. GUNDEL, Papyruskonservierung in den Gießener Papyrus-Sammlungen, *Libri* (Copenhagen) 6, 1955, 49 ff.; die Gießener Papyrus-Sammlungen, Überblick und Bibliographie, *Nachr. d. Giess. Hochschulges.* 25, 1956, 98 ff., 110 f.

⁶⁾ Vgl. W. SCHUBART, Einführung in die Papyruskunde (1918), 61 f. weitere Literatur bei K. PREISENDANZ, *Papyrusfunde* 309 f.

⁷⁾ P. Iand. Inv. Nr. 126, hieratisch, Fragment aus dem späten Totenbuch, Strichzeichnung (Bearbeiter: W. ERICHSEN-Kopenhagen); Abb. (Ausschnitt) bei H. G. GUNDEL, *Hessenjournal* 4, 1962, H. 3, S. 14 f. — P. b. u. G. Inf. Nr. 116, Leder, Reste einer sicher sehr schwer deutbaren Zeichnung mit roten Farbspuren. Herkunft unbekannt, Zeit unbestimmt. — P. Iand. 87 (= Inv. Nr. 266) enthält auf Verso die Reste einer zu einem Schadenzauber gehörenden Zeichnung (dazu K. PREISENDANZ, *P. Gr. Mag.* 38, vol. II p. 186). — Ansätze einer Zeichnung glaubt man auch auf dem demotischen Leinenfragment des späten Totenbuches P. Iand. Inv. 700 im freien Raum rechts von der zweiten Textkolumne zu erkennen.



Das kolorierte Gieķener Papyrusfragment

P. Giss. Inv. Nr. 1080

2. Mittlerer Streifen (Hauptstreifen):

- a) Hauptgruppe (5,3×2,5 cm): Gott gelb (H. 3 cm), Sonnenscheibe über dem Kopf rot; Lotosblüte grün (links), rot und gelb (Mitte), gelb (rechts).
 - b) Vögel, rechts und links von dem Gott und diesem zugewandt, nahezu gleich, so daß die Beschreibung zusammengefaßt gegeben werden kann. Beine, Schwanzfedern, Brust, Kopf gelb (Kopf rechts, soweit erhalten, blau mit Resten von schwarz). Band, das von der Brust zum Rücken führt, rot (rechts: gelb, mit schwarz und rot). Rücken links schwarz mit blauen Tupfen, rechts blau. Sonnenscheiben rot, schwarz umrandet. — Darstellungen in den Zwickeln: nur in Umrissen erkennbar, da das obere Papyrusmaterial ausgebrochen ist (daher die dunklere Farbe der nächsten Papyrusschicht sichtbar); rechts unten grüne Farbspuren sichtbar. — Fläche: links 5,1×3,9, rechts 5,2×3,3.
 - c) Senkrechte Trennstreifen (ca. 5,3×0,7 cm): gelb, Horizontalstriche und Kreuze (x): dunkelbraun-schwarz.
 - d) Stiergruppen (links nur in geringen Fragmenten sichtbar). Stier: dunkelbraun (Veränderung aus rot scheint nicht anzunehmen zu sein, da andere Einzelheiten eindeutig rot zeigen). Gerät vor dem Stier (Krippe?) gelb. Darstellung über dem Stier rechts: ausgefallen, das Material der unteren Papyrusschicht wird sichtbar. Fläche rechts: 5,1×8,3 cm.
 - e) Hieroglyphenstreifen: gelber Untergrund, Beschriftung schwarz. 0,8 bis 1,0×22,8 cm.
3. Unterer Streifen. Vertikalstreifen: gelb. Scheibe links (zu einem verlorenen Gott gehörend) gelb. Mittlerer Gott: Falke gelb, Federn blau, Krone (2×1,5 cm) unten gelb, oben rot. Darstellung unter dem rechten Falken: oberste Papyrusschicht ausgefallen; geringe grüne Farbreste (es scheint fast, daß die grüne Farbe, vielleicht infolge ihrer chemischen Zusammensetzung, zu Substanzverlusten geführt hat). Rest unter dem rechten Stier: Stange (Speer) gelb, mit rotem Farbleck; im Bogen links davon ist das Material der obersten Papyrusschicht ausgefallen. Ganz rechts in der Ecke sind Reste einer Beschriftung der unteren, nicht losgelösten Papyrusschicht der Kartonage sichtbar.

Dieses im Rahmen der Gießener Papyrus-Sammlungen schon durch die kolorierte Illustration einzigartige Fragment, das jedoch hinsichtlich der Feinheit von Zeichnung und Farbgebung durchaus nicht vergleichbar ist etwa mit farbigen Darstellungen aus dem Totenbuch des Neuen Reiches, zu bearbeiten und zu deuten hat sich auf Grund der Vermittlung von M. DAVID, Leiden, liebenswürdigerweise J. JANSSEN, Amsterdam, zur Verfügung gestellt⁸⁾. Ihm ver-

⁸⁾ Vorläufige Mitteilung bei H. G. GUNDEL, Von der Arbeit an den Gießener Papyrussammlungen. Proceedings of the IX International Congress of Papyrology (1958), Oslo 1961, 358 (auch als Kurzbericht aus den Papyrussammlungen

danken wir es, daß das bisher noch nicht behandelte Fragment inhaltlich analysiert und einem größeren Leserkreis mitgeteilt werden kann.

H. G.

II

Bei der Deutung der in Teil I beschriebenen kolorierten Darstellung auf P. Giss. Inv.-Nr. 1080 wird man ausgehen von der Hauptgruppe des mittleren Streifens, die den zentralen Teil der gesamten Bildvorstellung enthält. In dem auf einer Lotosblume sitzenden und nach rechts blickenden jugendlichen Mann erkenne ich den ägyptischen Gott Nefertem, der als „Gott auf der Blume“ vor allem in kosmogonischen Vorstellungen auch sonst bekannt ist und vor einigen Jahren von S. MORENZ und J. SCHUBERT eine ausführliche Behandlung erfahren hat, auf die für das Gießener Fragment grundsätzlich hingewiesen werden muß⁹⁾. Der Papyrus bietet also zunächst eine neue Darstellung dieses Gottes, dessen Name auch mit Nofer-Tum¹⁰⁾ oder Nofer-têm¹¹⁾ in der wissenschaftlichen Literatur angegeben wird und in seinem Bedeutungsinhalt wiedergegeben werden kann mit „der neu Erschienene ist vollständig“¹²⁾. Auf dem Kopf trägt der Gott eine Sonnenscheibe; sie mag daran erinnern, daß der Gott in anderen Bildauffassungen direkt als jugendliche Sonne erscheint.

In den beiden Vögeln, die den Gott einrahmen und anblicken, haben wir doch wohl Falken zu erblicken. Auch sie tragen, wie Nefertem selbst, Sonnenscheiben auf dem Kopf, durch die sie in einen engen, religiös begründeten Bildzusammenhang mit dem Gott gerückt sind. In der Lücke hinter jedem Vogel glaube ich die Darstellung einer Staude annehmen zu dürfen; nach den erkennbaren Umrissen und den Farbresten wird man dabei vor allem an Papyrus denken können. Auch auf anderen ägyptischen Darstellungen der Papyrusstaude erscheinen die Dolden nicht aufrecht, sondern wie in unserem Falle leicht gesenkt.

Das rechte Feld des mittleren Streifens war offensichtlich das größte der bisher behandelten Felder. In ihm ist ein Stier dargestellt, der von rechts her auf den Gott der Zentraldarstellung herankommt. In dem Gegenstand unter dem Kopf des Stieres möchte ich eine Opfertafel sehen. Da der Stier dunkelbraun ist (s. o. I), kann man

Gießen Nr. 9, 1960, 10 f. den Mitarbeitern an der Gemeinschaftsedition Gießener Papyri als Vorabdruck bekanntgemacht). — Ein Ausschnitt aus P. Giss. Inv. Nr. 1080 (Gott, Falken, Hieroglyphen darunter) ist inzwischen abgebildet bei H. GUNDEL, *Hessenjournal* 4, 1962, H. 3, S. 17.

⁹⁾ S. MORENZ und J. SCHUBERT, *Der Gott auf der Blume. Eine ägyptische Kosmogonie und ihre weltweite Wirkung*. Ascona 1954.

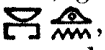
¹⁰⁾ DREXLER, Art. Nofer-Tum, in: W. ROSCHER, *Ausführl. Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*, III (1897—1902), S. 449 ff.

¹¹⁾ G. ROEDER, *Die ägyptische Götterwelt* (D. Bibliothek der alten Welt, Reihe Der Alte Orient), 1959, 398 (mit Taf. 2 b und Hinweise auf die Verehrung in Memphis und Bubastis).

¹²⁾ S. MORENZ, *Ägyptische Religion* (Die Religionen der Menschheit, hsg. von C. M. SCHRÖDER, Bd. 8), Stuttgart 1960, 24 f., 280.

ihn nur dann in die Gruppe der roten Stiere¹³⁾ einreihen, wenn man annimmt, daß dem Maler des Stückes ein Versehen unterlaufen ist. Links war wohl eine entsprechende, ebenfalls dem Gott zugewendete Szene dargestellt, wie man aus den geringen Resten des Stierkopfes und des Gegenstandes unter diesem schließen kann. Über dem Rücken des rechten Stieres hat sich in den heute ausgefallenen Teilen des Papyrusmaterials vielleicht eine Darstellung von Pflanzen o. ä. befunden.

Gerade über dem Gott Nefertem schwebt die geflügelte und mit Uräen verzierte Sonnenscheibe. Hieraus darf man annehmen, daß der Gott Nefertem den Mittelpunkt der gesamten Bildvorstellung bildete. Im unteren Streifen sind die Reste von wenigstens drei Göttern zu erkennen. Rechts meint man aus dem Vorhandenen auf die Darstellung eines Gottes schließen zu dürfen, der mit seinem Speer ein feindseliges Wesen tötet. Unter dem Nefertem des mittleren Streifens ist deutlich zu erkennen der Kopf eines nach rechts blickenden falkenköpfigen Gottes, der mit der Doppelkrone von Ober- und Unterägypten geschmückt ist. Wahrscheinlich befand sich vor ihm noch eine Figur. Ganz links sind die Spuren einer mit Kuhhörnern und Sonnenscheibe geschmückten Göttin sichtbar. Die Beischriften bei den einzelnen Göttern sind kaum mehr als Füllstriche.

Während der Bildinhalt durch den Gott Nefertem gedeutet und das ganze Fragment durch die vertikale Achse Sonnenscheibe — Nefertem — falkenköpfiger Gott mit ägyptischer Doppelkrone als die Zentralgruppe einer größeren Bilddarstellung erwiesen werden konnte, bietet die Beschriftung des Gießener Fragments kaum lösbare Schwierigkeiten. Das Band mit linearen Hieroglyphen befindet sich zwischen dem mittleren und dem unteren Streifen der Darstellung. Man glaubt, gerade unter dem vorderen Huf des rechten Stieres zu sehen , d. h. „geboren von der Hausfrau“. Aber die Zeichen sind so ungeschickt und auch unachtsam gemacht, daß es den Anschein hat, der Maler selbst hätte nur noch eine gewisse Ahnung von Hieroglyphen gehabt, sie selbst aber gar nicht mehr verstanden. Diese Erkenntnis führt im Zusammenhang mit anderen Erwägungen dazu, das Gießener Fragment in späte Zeit zu datieren; es wird in ptolemäischer, vielleicht gar in römischer Zeit (d. h. nach 30 v. Chr.) entstanden sein. J. J.

¹³⁾ Vgl. S. MORENZ, Rote Stiere. Unbeachtetes zu Buchis und Mnevis, Ägyptologische Studien, hsg. von O. FIRCHOW, Berlin 1955, 238—243 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Institut für Orientforschung, Veröffentlichung Nr. 29).

